

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

11. (4. ordentliche) Versammlung des XII. Vereinsjahres.

und fand einen von den Erneuerungsarbeiten nicht oder noch nicht heimgesuchten Raum, zwischen dessen gastlichen Wänden die Gesellschaft noch lange beisammen blieb.

A. Förster i. V.

II. (4. ordentliche) Versammlung des XII. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 28. Oktober 1903, abends 7^{1/2} Uhr

im grossen Sitzungssaale des Brandenburgischen Ständehauses.
Matthäikirchstrasse 20/21.

Vorsitzender: Herr Stadtrat Geheimer Regierungsrat Ernst Friedel. Die Mitteilungen zu I bis XXI rühren von demselben her.

A. Persönliches.

I. U. M. Justizrat Hugo Sachs ist, 57 Jahr alt, am 19. d. Mts. nach langem Krankenlager uns leider durch den Tod entrissen worden. Er gehörte zu den beliebten Rechtsanwälten unserer Stadt und war Jahre hindurch Stadtverordneter.

II. U. M. Fräulein Josefine Freytag, 72 Jahre alt, verstarb am 20. d. Mts. plötzlich am Herzschlag. Eine Freundin fand sie tot im Zimmer. Die Beerdigung vollzog sich unter grosser Teilnahme, auch seitens der Brandenburgia, am 24. auf dem Kirchhof der Heiligkreuzgemeinde zu Mariendorf. Die grossen Verdienste der Verstorbenen um die Pilzkunde und um die Verwendung der Pilze als Volksnahrung sind allbekannt. In dem Saale, worin wir uns befinden, hatte sie am 14. Oktober 1896*) eine grosse Ausstellung der essbaren Pilze unserer Heimat veranstaltet. Auch trat sie für die Verwendung frischer Heilkräuter im Gegensatz zu den getrockneten der Apotheken und Drogerien mit dem ihr eigentümlichen Eifer ein. In Anerkennung ihrer Verdienste bezog sie von der Stadt das Stipendium der General-Konsul Behrend-Stiftung und seitens des K. Kultusministeriums Reisestipendien für die Wanderversammlungen, auf denen sie unermüdlich belehrend auftrat.

Für die Brandenburgia und deren Förderung war Josefine Freytag stets zu haben. Wir werden dieser wirklichen Menschenfreundin ein dauerndes, ehrendes Gedächtnis bewahren.

*) Brandenburgia V. S. 275 und „Aus dem Reiche der Pilze“ S. 405—429.

[Die Versammlung erhebt sich zum Zeichen der Ehrung der beiden Verstorbenen von den Sitzen.]

Das nachfolgende Sonett eines unserer Mitglieder bringen wir gern zum Abdruck.

Zum Gedächtniss einer Freundin.
(Fräulein Josephine Freytag.)

Die Weyergang zuerst — nun wenig später
Die Freytag. Wohl klang schmerzlich heut die Kunde
Dass ihr schlug die verhängnisvolle Stunde,
Ihr Geist sich schwang empor zu rein'rem Äther.

Der Tod klopft an. O seht, die Besten mäht er.
Wir hören schauernd wie er macht die Runde,
Dass Lücken klaffen in manch' traurem Bunde,
Dem ziemt die Thräne als des Leids Verräther.

Du schiedst zu früh, schnell, wider all Erwarten,
Waldgängerin, als noch Dich sammelnd Pilze
Man wähnt' zu schauen in des Herrgotts Garten.

Die Freunde mögen Deiner nicht vergessen,
Die Wälder nicht, drin einstmals schweift' der Wilze
Und die du lehrend liebtest zu durchmessen.

22. Oktober 1903.

Carl Bolle.

III. Schulrat Professor Dr. Carl Euler.

Über unser verstorbenes Ehrenmitglied Schulrat Professor Dr. Carl Philipp Euler (gebürtig aus Baumholder bei Kreuznach) fand ich bei meinem vorjährigen Aufenthalt in Bad Kreuznach zufällig in der „Fest-Zeitung zum XVII. Mittelrheinischen Turnfest in Kreuznach 1887“, einen Aufsatz „Wie es mit dem Turnen in Kreuznach vor vierzig Jahren ausgesehen hat. Von Professor Dr. Karl Euler“, eine treffliche Arbeit, welche sich durch die Nr. 3 vom 8. August 1887 und folg. Nrn. hindurchzieht. Diese Mitteilungen enthalten viele Angaben aus der frühesten Jugend Eulers, insbesondere wie er, an sich schwächlich, allmählich für das Turnen gewonnen wurde, dem er geistig wie körperlich soviel verdankte. — Beiläufig finde ich in dieser seltenen Festschrift auch ein anderes Mitglied der Brandenburgia Herrn Dr. Hans Brendicke vertreten mit einem Artikel „Turnerische Zeit- und Streitfragen“ (Nr. 1 vom 31. Juli 1887).

B. Naturgeschichtliches.

IV. Der eolithische Mensch. I. Nachtrag. Als ersten Nachtrag zu dem, was ich in meiner Mitteilung am 23. v. M. über Neolithen, Palaeolithen und Eolithen, zum Teil angelehnt an die drei Entwicklungs-Abschnitte unserer auch auf Brandenburg einflussreichen benachbarten Ostsee: Die Yoldia-Periode (Nordmeerverbindung), die Ancylus-Periode (die Ostsee ein grosser Süßwassersee) und die

Scrobicularia-Periode (von anderen als Litorina-Periode bezeichnet, Zeit der Senkung unserer Küsten und Herstellung der Verbindung mit der Nordsee) ausgeführt habe, verweise ich auf die Ihnen hiermit vorgelegte, mir vor einigen Tagen gütigst zugesendete Schrift des Herrn A. Rutot, Konservators am Kgl. Naturgeschichtlichen Museum zu Brüssel, welche betitelt ist: „l'état actuel de la Question de l'Antiquité de l'Homme“, eine ausserordentlich wertvolle Abhandlung im Bulletin der belgischen geologischen Gesellschaft, Sitzung vom 28. Juli 1903, ferner auf die in der Zeitschrift für Ethnologie 35. Jahrgang enthaltenen Mitteilung des Herrn Professor Dr. Otto Jaekel über die durch ihn beobachteten Feuerstein-Eolithe von Freyenstein in der Mark (Ost-Prignitz), Sitzung der Berliner Anthropologischen Gesellschaft vom 17. d. Mts. Das betreffende Heft Nr. 5 enthält ausserdem uns ebenfalls in diesem Spezialfalle angehende steinzeitliche Forschungen in Oberägypten (S. 798 bis 822 von Professor Dr. Georg Schweinfurth, der namentlich die Palaeolithe der Umgegend von Theben in Ägypten gründlich durchforscht hat, und von Professor Eugen Bracht, einem ebenso vorzüglichen Maler wie Steinzeitkenner, einen „Bericht über eine Reise nach den Fundstellen der Eolithen in Westflandern vom 29. Mai bis 9. Juni 1903“ eine Mitteilung (S. 823—830), welche hoffentlich das anfangs begreifliche Misstrauen gegen die Zurichtung der Eolithe durch die Hand des Urmenschen im Tertiär und ältesten Diluvium beseitigen hilft.

Ich habe die fraglichen Eolithe aus der Prignitz, die zuerst Herr Hauptlehrer Rietz in Freyenstein gesammelt, in der Hand gehabt und kann nur bestätigen, dass die meisten dieser Feuersteine vom Urmenschen benutzt worden sind und durch ihn die charakteristische Abnutzung erhalten haben. Nachträglich sind sie in der Sanddrift des Diluviums etwas berieben und dadurch, vergl. meine Ausführung im Protokoll vom 23. v. M., etwas deformiert worden. Dass Laien diese Bearbeitung anfänglich nicht zu erkennen vermögen, ist nur begreiflich, selbst gute Kenner der Neolithik müssen sich mühsam anstrengen um für diese ihnen bislang unbekannte Technik erst ihr Auge zu schärfen und richtig einzustellen, und ich glaube gern, dass manche dies niemals lernen und deshalb weder die deformierten Palaeolithe noch viel weniger aber die Eolithe erkennen und verstehen werden. Ähnliches findet auf allen Gebieten der Naturkunde und der Technik statt. Manchen kann man hundertmal den Unterschied gewisser Species von Raupen oder Spinnen demonstrieren, sie vermögen dieselben niemals richtig aufzufassen. Unter den Landschnecken finden sich innerhalb des verzwickten Genus der Clausilien nahe verwandte Arten, die gleichwohl der Kenner mit einigem Nachdenken zu sondern vermag, andere Leute,

selbst Konchyliensammler, lernen diese schwierigen Spezies des Genus *Clausilia* in ihrem ganzen Leben nicht unterscheiden. Mit Pflanzen z. B. aus den Geschlechtern der Genera *Salix* und *Rubus* oder mit gewissen Umbelliferen geht es ebenso. Nicht anders steht es bei den Artefakten, ich erinnere nur an die erst vor kurzem entlarvte Fälschung der Tiara des Saitaphernes, an die geschickt gefälschten Moabitischen Altertümer, an die Schwierigkeit der Unterscheidung reproduzierter Kupferstiche von alten, an die Sonderung der geschickt nachgeahmten Apostelkrüge von den echten u. dgl. mehr. Ich lasse jedoch immerhin mit aller Hochachtung den sogen. „ehrlichen Barbaren“ gelten, der uns verzweifelnd sagt: ich kann die vertrackten Palaeolithe und Eolithe nicht unterscheiden. Das ist besser, als sich so anstellen, als vermöge man sie zu erkennen, besser jedenfalls als das Leugnen der Palaeolithe und Eolithe sei es aus mangelnder Kenntnis der Fundstücke sei es aus abstrakten und theoretischen, rein doktrinären Gründen, die in skeptischer, mitunter auch in aberweiser und ironisierender Form vorgetragen werden. Die Wissenschaft, namentlich die Naturerkenntnis hat Zeit zu warten und die Sonne der Zukunft wird schliesslich doch über dem wissenschaftlich Richtigen früher oder später einmal leuchten.

Professor Jaekel bildet S. 833 flg. (Zeitschrift für Ethnologie 35. Jahrgang 1903) 6 Feuersteine ab, die auch meiner Überzeugung nach vom Urmenschen benutzt worden sind.

Fig. 2 ähnelt ausserordentlich meinem Eolithen von Wostewitz bei Sagard auf Rügen, den ich bereits 1865 gefunden und in unserm Septemberbericht erwähnt habe. Diese Knollen sind, sagt Jaekel, bald plump keulenförmig wie die erwähnte Figur 2 (und wie das Wostewitzer Stück) bald flach kuchenförmig (Fig. 5), bald kuglig und bald mehrzackig ausgezogen. Wo an ihnen ein Fortsatz oder eine Kante scharf vorspringt, da zeigen sich namentlich an den Kanten unzählige kleine und kleinste Absplitterungen und Abreibungen. An vorspringenden Ecken und Zapfen sind zumeist unter den kleinen auch einige grössere Lamellen mit muscheligen Bruch abgesprengt, und die Abreibungen an der Spitze besonders stark. Alle diese Verletzungen des Feuersteinknollens zeigen eine zerfetzte milchig getrübe Oberfläche, wie sie nur durch langes Lagern im Erdboden entstanden sein kann, während die sonstige Steinoberfläche bei stärkerer Zersetzung meist ein rauhes rissiges Aussehn aufweist. Dass solche den Kanten folgenden Absplitterungen nur durch Menschenhand hervorgebracht sein können, dürfte jedem, der sie aufmerksam betrachtet hat und die Grenzen natürlicher Absplitterungserscheinungen beurteilen kann, ohne weiteres einleuchten. Jeden Zweifel beheben aber solche Stücke, bei denen nur eine zum Gebrauch durch ihre Form prädisponierte Ecke oder Kante abgenutzt ist, und die ganze übrige Oberfläche des Knollens vollkommen unversehrt ist.

Dieser durchaus zutreffenden und klarverständlichen Schilderung des rühmlichst bekannten Berliner Geologen habe ich nichts hinzuzufügen.

Ich wende mich nun zu der kurzen, aber bahnbrechenden vorerwähnten Schrift des belgischen Geologen Rutot, welche dessen Namen für alle Zeit sowohl in den Jahrbüchern der Bodenkunde wie der Altertumsforschung verewigen wird.

Rutot geht von den Entdeckungen des Abbé Bourgeois aus, die auf den Internationalen Anthropologen- und Archaeologen-Kongressen 1867 und 1872 viel Staub aufwirbelten. Ich habe die Silex-Funde des Herrn Bourgeois schon damals gesehen und an manche von ihnen „geglaubt“, wie ich die Tatsache, dass sie die Hand eines vernunftbegabten Wesens passiert haben, nachdem ich ferner die Fundstücke Bourgeois' in den Museen zu St. Germain en Laye bei Paris, in England und Belgien wiederholt geprüft, noch heutigen Tages anzunehmen gezwungen bin, wobei ich mich auf die seit meinem sechsten Lebensjahr gepflogene, bis zum heutigen Tage fortgesetzte Übung, Silex aller Art zu sammeln, und auf meine Jahrzehnte hindurch beständig fortgesetzten Museumsmusterungen stützen darf.

Als Liegendes von Süßwasser-Ablagerungen des oberen Oligocän von Thenay (Departement Loire-et-Cher) will Bourgeois diese Silex gefunden haben. Rutot sagt S. 428: Je n'ai pu encore me former un avis personnel relativement à la réalité de cette industrie, attendu qu'il y a des doutes au sujet de la provenance des plus belles pièces de l'abbé Bourgeois, conservées au Musée de Saint-Germain. Dans le gisement, M. le Dr. Capitan n'a, paraît-il, retrouvé aucune pièce semblable à celles du Musée des Antiquités nationales, de sorte que, pour le moment, il est préférable de laisser la question en suspens.

Ich beschränke mich bezüglich der Bourgeois'schen Eolithen zu sagen: ob die Lagerstätte wirklich so alt (oligocän) sei, vermag ich nicht zu beurteilen, ebenso wenig, ob die besten Bourgeois-Eolithen des St.-Germain-Museums wirklich aus der vermeintlichen ober-oligocänen Ablagerung stammen; ich pflichte daher Herrn Rutot bei: man lasse die Sache einstweilen auf sich beruhen.

Aus dem unteren und mittleren Miocän sind bislang keine Eolithen bekannt, wohl aber aus dem obern Miocän von Puy-Courny bei Aurillac, hierin stimmen die Herren Gabriel de Mortillet, Capitan und Courty in Frankreich mit Professor Dr. Klaatsch-Heidelberg und Konservator Eduard Krause-Berlin, zwei ungewöhnlich geübten und zuverlässigen Kennern der Steinaltertümer, überein.

Rutot fasst sein Urteil zusammen: les silex du Miocène supérieur Puy-Courny répondent absolument à la définition éolithique, et ils sont réellement superbes et étonnants. Les retouches d'accommodation et les retouches d'utilisation sont remarquablement nettes et bien

caractérisées. Das ist nämlich das Besondere und Ureigentümliche dieser Kultur des Urmenschen dass er in die Faust passende Feuersteine genommen und damit losgewirtschaftet hat für den augenblicklich vorliegenden Zweck; lediglich hierdurch sind Absplitterungen und Abreibungen (*retouches d'utilisation*) entstanden. In einigen Fällen, wo ihn Ecken und Auswüchse des Silex in der bequemen Handhabung hinderten, hat er diese abgeschlagen (*retouches d'accomodation*). Diese zwei Merkmale umschreiben und beschreiben das eigentliche Wesen der eolithischen Werkzeuge. Dagegen hat der palaeolithische Mensch sich bereits Werkzeuge durch Zuschlagen förmlich vorbereitet (*retouches d'application* oder *d'adaptation*), bevor er zu deren Nutzenwendung schritt. Das ist ein gewaltiger Kulturfortschritt, sodass von den ältesten diluvialen Palaeolithen bis zu dem von den ersten miocänen Eolithen hunderttausend und mehr Jahre vielleicht liegen mögen.

Folgt zeitlich der Pliocän genannte Abschnitt des Tertiärs, aus dessen unterster Abteilung bislang Eolithe fehlen. Dann aber treten unter den Feuersteinen der Kreide-Plateaus von Kent in England aus dem mittleren Pliocän (*glaciale pliocène* bei Rutot) von Neuem Eolithe auf.

Das obere Pliocän zeigt uns bislang zwei eolithische Horizonte den von Saint-Prest in Frankreich und die in der Wissenschaft von Chartes im Tal der Eure schon seit vielen Jahren (vgl. u. A. Sir Charles Lyell: „Das Alter des Menschengeschlechts“, 1867, Kapitel: Cromer Wälderschicht und die Arbeiten von Sir J. Prestwich) bekannten Forest Cromer Beds an der Küste von Norfolk. Es sind Silex zum Schlagen, Kratzen, Schaben und Bohren. Dabei kommen u. A. bearbeitete Knochen von *Elephas meridionalis* vor, einer mehr südlichen in unserer Heimat fehlenden Elefantenart.

Hiermit verlassen wir das Tertiär und treten in das durch die Vergletscherung ausgezeichnete Quaternär (*Pleistocän*) ein.

Ich habe schon in meiner ersten Mitteilung über die Eolithe am 23. v. M. angegeben, dass gleichwohl die eolithisch bearbeiteten Steine in das Quaternär hineinreichen, dass also solche Katastrophen, die zeitweilig die Menschheit auf gewaltig ausgedehnten Landstrichen gleichsam fortgewischt und eine Einwanderung völlig verschiedener neuer Menschenrassen im Gefolge gehabt haben, nicht angenommen zu werden brauchen. Dafür spricht z. B. in Belgien die Kontinuität der Ablagerungen und, wie soeben gesagt, die Fortdauer der eolithischen Kultur (*industries éolithiques* nach Rutot). Rutot teilt in seinem *tableau chronologique des industries humaines*, das mit dem *Terrain moderne* (*Industrie neolitique, Industrie du bronze, Industrie du fer, Industries actuelles*) abschliesst, das *terrain quaternaire* geologisch in die 1., 2., 3. und 4. Vergletscherung,

wobei wir es als besonders wesentlich für den vorliegenden Zweck nicht erachten können, ob die Zwischeneiszeiten als ein vollständiges Zurückweichen der Gletscher überall oder nur als ein teilweises, an verschiedenen Örtlichkeiten verschiedenes Zurückweichen des Eises (Oscillationen der Eiszeit nach der von mir am 29. April d. J. [S. 152 flg.] Ihnen vorgetragenen Theorie des Professor Geinitz-Rostock) aufgefasst werden. Das *première Glaciaire* teilt Rutot in 2 aufeinander folgende Abschnitte a) *Progression des glaces* mit der *Industrie de Reutel* (*reutelienne*) und b) *Recul des glaces* mit der *Industrie reutelo-mesvinienne* und *Industrie mesvinienne* für sich.

Bei Reutel, Zubehör des Dorfes Becelaere (Ost-Ypern) hat Rutot eine sehr reiche eolithische Industrie zwischen 25 und 65 m über den jetzigen Gewässern des Tals gefunden an der Basis der Ablagerungen der mittleren quaternären Terrasse und darnach den Namen Reutel-Industrie gebildet. An der Basis dieser Schicht (*basse terrasse*) nur einige Meter über den Gewässern sind ebenfalls noch ganz eolithische Spuren. Rutot nennt diese Kultur *Industrie reutelo-mesvinienne*. Die *Silex* von Mesvin, zum Teil völlig eolithischer Technik, sind seit dem Eisenbahnbau von 1868 entdeckt und lange missachtet worden, weil man die eolithischen Stücke neben den dort zuerst auftretenden palaeolithischen Stücken übersah.

Hier setzt also zuerst eine neue wichtige Kulturepoche des Vormenschen, die Palaeolithik, ein.

Es folgt dann die Industrie (Kultur) von Strépy mit dem Auftreten des Mammuts und den bekannten mandelförmigen Äxten vom Chelles- (Saint-Acheul-) Typus. Auch hier ist noch ein Gemisch und ein Übergang von der Eolithik zur Palaeolithik erkennbar.

Dann aber — in den jüngeren Diluvial-Schichten — ist die Eolithik für immer erloschen.

Auf diese nunmehr folgende rein palaeolithischen (altsteinzeitlichen) Schichtenfolgen (Übergang vom Mesvinien zum Chelléen, die Chelléen-Industrie, die Industrie von St. Acheul, die Moustérien-Industrie, die „Industrie éburnéenne“ und die den Schluss des Quaternär bzw. der palaeolithischen Kultur bildende „Industrie tarandienne“) will ich [absichtlich] heute nicht weiter eingehen, weil ich augenblicklich nur die Eolithik bespreche; ich verweise im übrigen wegen der Zeitfolge auf die nachfolgende von mir aus Rutot S. 437 übersetzte, in unwesentlichen Punkten abgeänderte und ergänzte Tabelle, in der ich für „Industrie“ allemal „Kultur“ setze, weil für uns Deutsche das Wort „Industrie“ den hier nicht passenden Beigeschmack der Gewerbsmässigkeit besitzt. Ich trenne auch den Ur-Menschen vom Vor-Menschen, indem ich den eolithischen Menschen als Ur-Menschen, den vorgeschichtlichen Menschen (palaeo-

lithische Epoche bis zur prähistorischen Eisenzeit) als Vor-Menschen bezeichne.

Chronologische Tabelle der Kultur des Ur- und Vor-Menschen.

T e r t i ä r	Eocän	Unteres	E o l i t h i s c h e K u l t u r (U r - M e n s c h)	Fehlt bis jetzt
		Mittleres		Fehlt bis jetzt
		Oberes		Kultur von Thenay? (Frankreich)
	Oligocän	Unteres		Fehlt bis jetzt
		Mittleres		Fehlt bis jetzt
		Oberes		Kultur von Puy-Courny (Cantal)
	Miocän	Unteres		Fehlt bis jetzt
		Mittleres		Fehlt bis jetzt
		Oberes		Kultur des Kreide-Plateau von Kent (England)
	Pliocän	Unteres		Kultur von St. Prest (Frankreich)
		Mittleres (Pliocän-Glaciär)		Kultur des Forest Cromer Bed (England)
		Oberes		Kultur von Reutel
Q u a t e r n ä r	I. Glaciär	Fortschreiten des Eises	P a l a e o l i t h i s c h e K u l t u r (V o r - M e n s c h)	Reutel-Mesvinien-Kultur
		Zurückweichen des Eises		Mesvinien-Kultur
	II. Glaciär	Fortschreiten des Eises		Uebergang vom Mesvinien zum Chelléen. Chelléen-Kultur St. Acheul-Kultur.
		Zurückweichen des Eises		Moustérien-Kultur.
	III. Glaciär	Fortschreiten des Eises		Elfenbein-Kultur
		Zurückweichen des Eises		
	IV. Glaciär	Fortschreiten des Eises		Renntier-Kultur
		Zurückweichen des Eises		

Dies Quaternär kann auch als Pleistocän bezeichnet werden. Hierauf folgt das Holocän, umfassend das Alt-Alluvium mit der jüngeren Steinzeit und schliesslich zum Teil das Jung-Alluvium mit der Kupfer-[Bronze]-Zeit und der Eisenzeit; alsdann schliesst die Kultur ab das Moderne, umfassend die geschichtliche Zeit bis zur Gegenwart.

Sie werden aus den 6 von Prof. Dr. Jaekel abgebildeten Freyensteiner Eolithen ersehen haben, dass diese Eolithe keine Waffen, sondern nur Werkzeuge sind. Auch die übrigen von Herrn Jäckel vorgelegten Ostprignitzer Eolithe enthalten keine Waffen. Desgleichen ist mein Eolith von Wostewitz (Insel Rügen) nur ein Werkzeug. Ebenso fehlen unter den belgischen, englischen und französischen Eolithen Waffenstücke gänzlich. Herr Rutot hat hierfür eine sehr geistvolle Erklärung, über die ich mich äussern werde, sobald ich im Stande bin, Ihnen brandenburgische Eolithe vorzulegen. Hoffentlich geschieht dies bald; für heut verlasse ich das Thema.

V. Schutz der heimatlichen Pflanzenwelt. In den gedruckten Verhandlungen der 16. Hauptversammlung des Vereins der deutschen Gartenkünstler zu München 9.—13. August dieses Jahres sind zwei unsere heimatlichen Schutzbestrebungen unterstützende Vorträge abgedruckt. S. 9 flg. „die Förderung der Landesverschönerung durch sorgliche Erhaltung und Pflege des heimatlichen Pflanzenbestandes“ und S. 15 flg. „Die Stellung der schönen Gartenkunst und Kunstleben unsers Volkes und in ihrer Beziehung zu den anderen Künsten“, jener Vortrag vom Gartenbautechniker Glogau-Bonn, dieser vom Stadtgartendirektor Trip-Hannover.

Die Vorträge und die daran anknüpfenden Besprechungen haben unsern vollsten Beifall und wir können nur dringend wünschen, dass dieselben sowohl an den massgebenden Stellen als auch von unserer Bevölkerung vollinhaltlich beherzigt werden.

VI. Neue Fundstellen des Hamsters. (*Cricetus frumentarius* Pallas).

Mit Hamsterforschungen hat sich unser Ehrenmitglied Professor Dr. Alfred Nehring wiederholt beschäftigt, aber auch in der Brandenburg ist das sporadische Auftreten und die scheinbar sprungartige Verbreitung dieser gefrässigen, dem Landwirth lästigen Nager wiederholt Gegenstand der Erörterung gewesen. Ich verweise auf meine ausführlichen Mitteilungen: Ueber das Vorkommen des Hamsters in der Provinz Brandenburg: *Brandenburgia* VIII. S. 133—137 und auf Nehring: Neue Notizen über die Verbreitung und landwirtschaftliche Bedeutung des Hamsters in Deutschland (*Deutsche landwirtschaftliche Presse*. XXVI. Nr. 42, 1899, S. 474).

Bei der Pflugschaftsfahrt des Märkischen Museums nach Vehlefanzen, Kreis Ost-Havelland, wurde mir von Herrn Amtsvorsteher Wörmann mitgeteilt, dass ein plötzliches Auftreten des Hamsters seit etwa 2 Jahren sich in der Nähe der Burg unliebsam geltend mache. Er sei zuerst dadurch aufmerksam geworden, dass ein ihm zunächst unbekanntes Tier gerade die schwersten und schönsten Maiskolben geplündert habe. In einem Hühnerstall habe er eine Klucke mit Bruteiern gehabt und seine Gattin sei erstaunt gewesen, dass die Küchelchen so langsam rauskamen und aufwuchsen, auch die Bruthenne ganz ungewöhnlich scheu geworden war. Zunächst sei an Raubtiere (Marder, Iltis, Wiesel) gedacht worden, diese hätten aber, wenn sie gewollt, die Henne leicht abwürgen können, was nicht geschehen sei. Als die Magd den Brutkorb gelüftet, sei das Rätsel gelöst worden, denn darunter habe sich ein Gang zu einem Hamsterbau gezeigt, in welchem eine Unmenge von Getreide zusammengetragen war. Die fortgesetzten Plünderungen des Maisfeldes und andere Anzeichen führten zur zwingenden Annahme, dass mehrere Hamster vorhanden seien.

Mein Gewährsmann vermutet, dass die Hamster von dem benachbarten Gut Eichstedt, wo sie in grösserer Menge in den letzten Jahren beobachtet sind, sich nach Vehlefanzen hinüber gezogen haben. Die Tiere hätten einen dicken Kopf, Backentaschen, der Pelz sei graubraun und rötlich gelb gefleckt und hätten die Tiere einen kurzen behaarten rötlich gelben Schwanz.

Nach dieser Beschreibung unterliegt es keinem Zweifel, dass es sich nicht etwa um Wühlmäuse (*Hypudaeus amphibius*) oder Wanderratten (*Mus decumanus*) oder Hausratten (*Mus rattus*), sondern um den echten *Cricetus frumentarius* Pallas (Zoogr. I. p. 161 n. 17) handelt.

Am folgenden Sonntag, 23. August, sprach ich gelegentlich einer Pflugschaftsfahrt nach Treuenbrietzen mit unserm naturkundigen Mitgliede, Postrat Steinhardt, über die Sache in Gegenwart des Kgl. Revier-Försters Wagner und mehrerer Landleute der Umgegend. Dieselben bekundeten übereinstimmend, dass in den provinzsächsischen wie brandenburgischen Dörfern der Umgegend von Treuenbrietzen die Hamster seit alters bekannt und leider noch jetzt recht verbreitet wären. Es giebt Leute, welche die Hamsterbauten im Herbst aufgraben, lediglich um sich des darin tadellos verwahrten, in grossen Mengen aufgespeicherten Getreides zu bemächtigen.

VII. Der Fischotter (*Lutra vulgaris* L.) in wasserarmen Gegenden. Bei dem Vehlefanzer Ausflug passierten wir auf dem Wege zum Krämerwald einen Graben, in dessen Nachbarschaft einige verkrautete Wasserlöcher liegen, die Reste früherer ausgedehnterer und zusammenhängender Wasserflächen. Das nächste grössere Wasser, der ebenfalls sehr verwachsene Cremmer-See ist gegen 5 km entfernt,

sonst ist nur etwa 2 km nördlich der unbedeutende Teich von Schwante da. Nur im Frühjahr und bei Hochwasser werden noch einige grössere Luch- und Bruch-Gelände zeitweilig überflutet.

In diesem wenigen Wasser, das aber Aale und einige sonstige Fischarten birgt, halten sich Fischottern auf. Ein junger Otter war vor einiger Zeit von einem Hund gegriffen worden, jetzt aber macht ein grosser starker Otter, der wiederholt gesehen worden ist, die kleinen verkrauteten, vom fischereilichen Standpunkt eigentlich sehr wenig verlockend aussehenden Gewässer unsicher. Das Tier unternimmt nachts, wie aus den Fährten ersichtlich, weite Wanderungen über Land um von dem Schwanter-Teich, worin es vielleicht haust und herbergt, in die Vehlefanzer Gewässer zu gelangen. Das Tier ist allen Nachstellungen bis jetzt zum Verdruss der Fischereiberechtigten entgangen.

C. Kulturgeschichtliches.

VIII. Der Urnenfriedhof von Forsthaus Sorge bei Lindau im Anhaltischen.

Herr Pfarrer Becker zu Lindau giebt in der Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder, 2. Bd., Halle 1903 einen anschaulichen ausführlichen Bericht über ein ausgedehntes Brandgräberfeld, welches aus zwei Teilen, einem älteren kleineren Abschnitt zur la Tène-Zeit gehörig, und einem jüngeren grösseren Abschnitt der römischen Provinzialzeit, etwa 1. Jahrhundert n. Chr. besteht. Die Schilderung dieses zweiten Friedhofs erinnert lebhaft an den ganz ähnlichen Friedhof von Darzau in Hannover, von dem wir die bekannte musterhafte Schilderung Hostmanns aus dem Jahr 1874 besitzen. Dergl. Urnenfriedhöfe finden wir auch in unserer Provinz Brandenburg nicht selten. Als Hauptkennzeichen pflegt man nicht ohne Grund die glänzend schwarzen, dünnwandigen Gefässe (mit unter auch rötlich braune) anzugeben, welche von einem kleinen Bodenstück sich kelchartig erweitern und mit eingedrückten punktartigen Verzierungen versehen sind, die mäanderartig (à la grecque-Borte) sich über der Aussenfläche hinziehen.

Da wir dergleichen Urnenfriedhöfe, sowie Einzelfunde von Mäanderurnen, wie gesagt, in nicht geringer Zahl besitzen, so liegt alles, was wir über die eigenartige Kultur dieser Zeit erfahren, auch innerhalb unseres Forschungsrahmens und sind wir deshalb Herrn Becker für seine scharf- und umsichtigen Erörterungen zu Dank verbunden.

Hostmann gab als Verbreitungsgebiet 1874 an: 1. Altmark; 2. Gegend von Magdeburg; 3. Reg.-Bez. Merseburg; 4. Frankfurt a./O. (Werbig bei Seelow); 5. Reg.-Bez. Potsdam (Badingen bei Zehdenick); 6. Mecklenburg-Schwerin; 7. Eutin bei Lübeck; 8. Herzogtum Lauenburg.

Becker fügt hinzu: 1. Fohrde (Westhavelland); 2. Zahna; 3. Umgegend von Dessau; 5. Burg bei Magdeburg; 6. Umgegend von Prag.

Leider sind die Fundstücke des Märkischen Provinzial-Museums Herrn Becker unbekannt geblieben.

Die Scheibenspangen und die späteren Beisetzungen sind etwas jünger als Darzau, etwa erste Hälfte des ersten Jahrhunderts n. Chr. (S. 53.)

Im Märk. Museum befinden sich an Graburnen mit Mäander-Ornament:

No. 8883, aus Wilsnack, Kreis Ost-Prignitz.

No. 22689, aus Berlitt, Kreis Ost-Prignitz (mit Schildbuckel pp.).

No. 9933, aus Fohrde, Kreis West-Havelland.

No. 23285, aus Nedlitz, Kreis Ost-Havelland.

No. 8981, aus Wilmersdorf bei Berlin, Kreis Teltow.

No. 7422, aus Seelow, Kreis Lebus.

No. 22236, aus Charlottenburg.

Alle diese Gefässe sind schwarz.

S. 66. Die Funde sind so reich und weisen auf eine so verfeinerte Lebenshaltung hin, wie sie auf unserem Boden allein nicht erwachsen sein kann. Da muss unbedingt der Ort als Handelsstation in Betracht kommen. Wir werden dann aber zuerst auf die Elbe als Hauptader des Verkehrs in grossem Stil gewiesen. Von da ab gingen dann Nebenstrassen nach rechts und links. Die nach den jetzigen Veröffentlichungen für uns am meisten in Betracht kommenden Orte mit überraschend ähnlichen Fundergebnissen sind Darzau im Hannöverschen, Fohrde in Westhavelland und Zahna, Kreis Wittenberg. Wenn nicht geklagt werden müsste, dass gerade Funde aus dieser Zeit am meisten durch Nichtbeachtung und ihre Unterbringung in geringer Tiefe gelitten haben, so würde man vielleicht jetzt schon Burg, Dessau, Prag, abgesehen von der Mündung der Elbe mit Sicherheit hier einreihen können und so das Bild vervollständigen.

IX. Ueber Vehlefanzen, welches ich bei den Mitteilungen über den Hamster (No. VI) und des Fischotters (No. VII) bereits genannt sowie über den der Krämer genannten grossen Fichtenwald (Pflugschaftsfahrt des Märkischen Museums vom 16. August 1903) verbreitet sich u. M. Dr. G. Gustav Albrecht in zwei uns freundlichst zur Verfügung gestellten Berichten. Zunächst in der Frankfurter Oderzeitung No. 229.

Vehlefanzen.

Vom rechten Ufer der Havel zwischen Spandau und Oranienburg zieht sich nach dem havelländischen Luch zu ein ausgedehntes Wald- und Sumpfbereich hin, das eine hügelige Sandscholle, das sogenannte Ländchen Glien,

einschliesst. Den südlichen Teil dieser rundlichen Landinsel füllt dichter, mit Laubbestand gemischter Kiefernwald, der „Krämer“ genannt, aus, der sich vom Dorfe Bützow bis nach Tietzow und Staffelde hinauf erstreckt, der nördliche Teil ist sandiges, mit Dünen durchsetztes Hügelland, das sich nach der Havel und dem Kremmener See zu sanft abflacht. In diesem Teil des Glien liegt zwischen Velten und Kremmen das Dorf Vehlefanzen, einst der Standort einer festen Burg, jetzt eine friedliche Ortschaft, die, obwohl Station der Kremmener Bahn, nur wenig Verkehr aufzuweisen hat. Früher, als die Heerstrasse von Hennigsdorf nach Kremmen über Vehlefanzen führte, war der Verkehr durch den Ort reger, aber seit Eröffnung der „Töpferbahn“, wie die Strecke im Volksmunde heisst, ist er erheblich gesunken, und da der Vorortverkehr der Kremmener Bahn nur bis Tegel reicht, so verirrt sich der Fuss eines Wanderers nur selten bis in diese Gegend. Denn mit Naturschönheiten ist die Umgebung von Vehlefanzen nur in geringem Masse bedacht, und es gehört ein gewisser Mut dazu, in das unbekannte sandige Gelände vorzudringen.

Aber ein echter märkischer Wanderbruder lässt sich nicht so leicht von seinem Vorhaben abschrecken, und aller Abmahnungen ungeachtet besteigen wir die „Kachelbahn“, wie die Strecke der Ofenindustrie bei Velten wegen auch genannt wird, und gleiten in mässiger Eile über Tegel, Hennigsdorf und Velten nach Vehlefanzen. Der Ort selbst liegt eine Strecke vom Bahnhof entfernt, wir müssen eine sandige Landstrasse durchschreiten, ehe wir ins Dorf gelangen, aber wenn wir diese Zufahrtsstrasse hinter uns haben, fühlen wir uns angenehm enttäuscht, denn statt eines nüchternen, sandigen Ortes nimmt uns ein gemütliches, mit Bäumen bepflanztes und mit Gärten geschmücktes Dorf auf, das lang hingestreckt zwischen Sandhügeln am Rande eines sumpfigen Geländes liegt. Durch eine Art Hohlweg gelangen wir zur Dorfkirche, dem Punkte, wo sich die Geschichte des Ortes am dauerhaftesten niederschlägt, und befinden uns, nachdem ein kleiner Hügel erstiegen ist, vor einem einfachen Gebäude, so im Stil Friedrich Wilhelms I., mit Querflügeln am Langhause und einem viereckigen Turm mit welscher Haube an der Westseite, alles mit graugelbem Kalkputz überzogen. Von architektonischen Zierraten ist keine Rede, auch der grüne Schmuck von Epheu und anderen Schlinggewächsen, der den Dorfkirchen einen so anheimelnden Eindruck verleiht, fehlt gänzlich; nur neben dem Südeingang ist ein Grabstein eingemauert, der in langatmiger Inschrift verkündet, dass Herr Kaspar Friedrich Lietzmann, königl. preussischer Oberamtmann und Pächter zu Vehlefanzen im Jahre 1766 selig entschlafen ist.

Mit geringen Erwartungen betritt man das Gotteshaus, aber das nüchterne Äussere ist erfreulicherweise nicht Vorbildlich für die Ausstattung des Innern gewesen. Schon in der südlichen Vorhalle finden sich die schön gearbeiteten Grabsteine zweier Herren von Putlitz, der Gebrüder „Christoff und Moritz Gans Edler zu Potlist“, die „hier zu Felfautz“ im Jahre 1607 kurz nach einander an den Pocken gestorben sind. Die aus Sandstein gefertigten Grabplatten zeigen in sauberer Ausführung die Gestalten der Verstorbenen im Plattenpanzer des 16. Jahrhunderts, mit gefalteten Händen

und mit unbedecktem Haupte, und eine ringsumlaufende Inschrift in lateinischen Majuskeln. Das Innere der Kirche zeigt im Altarraum reichen bildnerischen Schmuck. Zunächst lenkt der im Renaissancestil gehaltene Altaraufbau die Aufmerksamkeit des Besuchers auf sich. Er ist aus Holz gefertigt und durch Säulen und Pilaster in Felder geteilt, die eine Anzahl geschnittener und buntbemalter Apostel- und Heiligengestalten enthalten, während im grösseren Mittelfelde der gekreuzigte Heiland zwischen den Figuren der Maria und des Johannes steht. Der Altar ist 1585 von Alexander und Dietrich von Bredow gestiftet und hat laut Inschrift auf der Rückseite „centum et 16 flor.“ (116 Gulden) gekostet. Diese Angabe ist von kulturgeschichtlichem Interesse, da man über die Preise, die für derartige Kunstwerke gezahlt wurden, nur wenig unterrichtet ist. Neben dem Altar an der Südwand hängt ein etwa 2 Meter hoher Cruzifixus in der realistischen Manier des ausgehenden Mittelalters, in Holz geschnitzt und bunt bemalt und auf den Enden der Kreuzbalken mit geflügelten Engelsköpfen und mit der Jungfrau Maria in der Gloria geziert. Gegenüber an der Nordwand hängt hochoben ein von Fahnen und Waffentrophäen umrahmtes Epitaph, das dem Andenken des General-Wachtmeisters und Obristen zu Pferde Marcus von der Lüttke, der in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts Besitzer von Vehlefan, Kremmen, Gross- und Klein-Zieten war, gewidmet ist. Im oberen Teile des Epitaphs ist das Porträt des Verstorbenen, im mittleren Teile sein Wappen (r. grauer Reiherr mit Kugel in rot, l. goldener Löwe mit roter Zunge in grün) angebracht, neben und unter dem Totenschild hängen Degen, Kommandostab und Sporen des Generalwachtmeisters. An derselben Wand unten neben einem alten Predigerstuhl ist der bemalte Grabstein eines Herrn von Bredow eingemauert, der die lebensgrosse Figur des Toten im Plattenpanzer, den Helm zu Füssen der Reliefgestalt, zeigt. Weiterhin an der Ecke des nördlichen Querflügels steht die einfache grau-gestrichene Kanzel und an den gegenüberliegenden Wänden zieht sich eine ebenso einfache, von Holzsäulen gestützte Orgelempore herum. Dieser westliche Teil der Kirche ist sehr einförmig, alles grau in grau, es fehlt auch hier wieder der anheimelnde Schmuck der Totenkränze und Totenkronen, die so mancher alten Dorfkirche ein ehrwürdiges Gepräge verleihen. In der Höhe der Empore im südlichen Vorbau liegt die Loge der Gutsheerrschaft, ein niedriger, nüchterner Raum, nur dadurch interessant, dass hier ein kleiner Kachelofen steht, mit schwarzglasierten Kacheln, deren jede vier kleine Kronen und das Bildnis eines Kavaliere in Tressenrock und Allongeperrücke zeigt. Allem Anschein nach stammt der Ofen aus der Zeit des ersten preussischen Königs. Ausserdem befindet sich in der Loge ein altes Epitaphium mit Bildern aus der heiligen Geschichte und einer Anzahl bunter Adelswappen, vermutlich ein alter Altaraufsatz, der zur Grabtafel umgewandelt ist. Laut Inschrift hat „diess Epitaphium der Edle vnd Ernw. Alexander von Bredow seinem Bruder Diderich zum gedechtniss setzen lassen 1589“. Unter dieser Angabe ist das Wappen dieses Herrn von Bredow und das seiner Gemahlin, einer Geborenen von Flatow angebracht und das Mittelbild zeigt die Auferstehung Christi und vorn die knienden Porträtfiguren des Verstorbenen und seiner Gemahlin. An einer Wand der

Loge hängen schlichte Mooskränze, die von den Konfirmanden gestiftet werden*) und zu ihrem Gedächtnis aufbewahrt bleiben.

Unter dem Fussboden des Altarraums befindet sich ein altes Grabgewölbe, das im März 1902 bei Herstellung einer Heizanlage entdeckt wurde. Es enthielt zwei Zinksärge und sechs in Trümmer zerfallene Holzsäрге, von denen die beiden ersten, wie bei genauer Untersuchung festgestellt wurde, die Überreste der Johanna v. d. Lüdke (geb. 1644 und gest. 1694), wohl der Gemahlin des obenerwähnten Generalwachtmeisters, und des Generalmajors Johann von Blochmann, eines Besitzers von Vehlefanzen und Kremmen, bargen. Über die in den Holzsärgen beigetzten Toten konnte nichts festgestellt werden. Durch die Untersuchung wurde eine alte Sage beseitigt, nach der in dem grösseren Metallsarge ein aus der Quitzowzeit stammender Schatz verborgen wäre, es wurden nur Knochen und Überreste der Bekleidung gefunden.

Die Altertümer und Grabsteine in der Kirche machen den Besucher mit einer Anzahl Besitzer von Vehlefanzen bekannt. Unter diesen sind die Bredows die ältesten, denn bereits im Februar 1355 kauft Koppeke von Bredow von dem bayerischen Ritter Markquard Loterbeck das Schloss Kremmen mit den zugehörigen Dörfern Vehlefanzen, Velten, Flatow, Grosszieten und Börnicke und verschreibt bald darauf Vehlefanzen mit dem Gericht und anderen Gerechtsamen seiner Ehefrau zum Leibgedinge. Die Bredows sind bis zum Ende des 17. Jahrhunderts im Besitze des Gutes und der dazu gehörigen Burg gewesen, doch waren neben ihnen um 1412 die Familien v. Schrapzdorf und v. Wusterhuve**) und dem Schlossregister von 1450 zufolge die von Schlaberndorf in Vehlefanzen begütert. Später waren vier Gutsanteile vorhanden, die den Familien von Bredow, von Schrapzdorf, von Redern und von Krämer gehörten. Der Grosse Kurfürst erwarb den Bredowschen und Krämerschen Anteil und legte sie zum Amte Oranienburg, nachmals wurde ein besonderes Amt Vehlefanzen daraus gebildet, das noch heute besteht und der Sitz der Verwaltung des königl. Remontedepots Bärenklau ist. Der v. Schrapzdorfsche Anteil wurde um die gleiche Zeit geteilt und mit Freibauern besetzt, den v. Redernschen Anteil hatte vorher der Generalwachtmeister Marcus v. d. Lüttke erworben, dessen Epitaph sich noch in der Kirche befindet.

Einige Überreste der ehemaligen Burg Vehlefanzen sind auf dem Gutshofe vorhanden, zu dem man von der Kirche talabwärts durch eine Lindenallee gelangt. Im Garten hinter dem 1765 erbauten Amtshause liegen die Trümmer eines Wachtturmes aus Backstein, die wegen der Festigkeit des Mörtels bisher allen Sprengungsversuchen widerstanden, sonst ist von der ausgedehnten Bredow'schen Burganlage nichts mehr vorhanden. Ihren

*) Ein ähnlicher Brauch findet sich in Werneuchen (Kr. Oberbarnim), wo das Schulzimmer mit Kränzen geschmückt ist. Auch hier werden die Kränze von den jungen Mädchen bei ihrer Einsegnung gestiftet und bleiben bis nach erfolgter Verheiratung hängen. Leidet eine Jungfrau in der Zwischenzeit an ihrer Ehre Schaden, so wird ihr Kranz herabgenommen und vernichtet.

**) Vergl. Bardey, Namen und Osthavelland S. 644 f.

Umfang kann man aber aus der Beschaffenheit des Geländes noch ganz gut erkennen, denn der Rest eines nassen Grabens und ein kleiner See im Parke, sowie starke Einsenkungen an der östlichen und südlichen Seite des Amtes bezeichnen den Lauf des Grabens, der die Burg umgab. Vor 150 Jahren soll der Graben noch teilweise vorhanden und mit Wasser gefüllt gewesen sein, ebenso vermittelte damals noch eine Zugbrücke den Zugang zum Gutshofe. Über die Burg selbst, die bereits im 13. Jahrhundert erwähnt wird, sind keine Nachrichten erhalten, doch dürfte sie wegen der sumpfigen Umgebung ein schwer einnehmbarer Punkt gewesen sein; vermutlich wurde sie gleichzeitig mit der Burg Kremmen zur Askanierzeit von den Deutschen zur Verteidigung der eroberten Glien angelegt.

Die Stelle scheint übrigens schon vor dieser Zeit besiedelt und befestigt gewesen zu sein. Nordwestlich vom Amte, durch den nassen Graben getrennt, liegt der Bozelberg, auch Burgberg und Burgwall genannt, eine künstliche, etwa 14 Meter hohe Aufschüttung, die im Mittelalter einen Wachturm getragen haben soll. Zu diesem Hügel führt von der Chaussee aus an der Kirche vorüber ein Weg, der der „Burgwall“ heisst. Die Anlage weist in die wendische Zeit zurück, und da am Fusse des Bozelberges in schwärzlicher Erde Gefässreste mit dem für die slawische Bevölkerung charakteristischen Wellenornament gefunden worden sind, so ist anzunehmen, dass bei dem Hügel eine wendische Ansiedlung gelegen hat. Ob der Bozelberg als slawischer Burgwall betrachtet werden kann, ist zunächst zweifelhaft, da er nicht die übliche Form aufweist und auf der Höhe ganz eben ist, doch kann die Planierung der Einsenkung später erfolgt sein; die künstliche Aufschüttung und der Name „Burgwall“ weisen jedenfalls auf eine Ansiedlung zur Wendenzeit hin.

Dass die Gegend bei Vehlefanzen in vorgeschichtlicher Zeit bewohnt gewesen ist, unterliegt keinem Zweifel, dafür sprechen die Funde, die man auf den Sandhügeln südlich vom Dorfe bis nach Neu-Vehlefanzen und Eichstedt hin gemacht hat.*) Sie gehören Brandgräberfeldern aus der La Tène-Zeit an und bestehen aus einfachen Urnen mit Leichenbrand, in denen Schmucksachen und Geräte aus Bronze und Eisen lagen. Ausser eisernen Nadeln und Gürtelhaken, eisernen und bronzenen Kettengliedern, Bronzeringen und Schmelzperlen wurden kleine eiserne Röhrchen mit Bronzebelag gefunden, die wohl auf eine Schnur gezogen und als Halsschmuck getragen wurden, ferner bronzene Ohrringe in Form eines aufgeblähten Segels, mit Schmelzperlen besetzt und eiserne Nadeln mit drei neben einander stehenden Knopfscheiben, eigenartige, für diese Fundstelle charakteristische Gebilde. Diese Gräberfelder lassen erkennen, dass sich auf den Hügeln bei Vehlefanzen und auf ihren Abhängen menschliche Ansiedelungen befunden haben, und aus anderen Funden in der Umgegend ergibt sich, dass die Sanddünen des Glien fast durchweg in vor-slawischer Zeit schon besiedelt gewesen sind.

So hat auch die Gegend bei Vehlefanzen trotz des Mangels an landschaftlichen Schönheiten ihre Reize, und wer den Spuren der Vergangenheit nachzugehen versteht, der wird von einem Ausfluge in die sandigen Gefilde des Glien befriedigt heimkehren.

*) Vgl. die Schilderung in Nr. 29 des „Roland“ auf S. 400 ff.

Über den Krämer enthält die Voss. Ztg. vom 19. August 1903 folgende Angaben. Dr. Albrecht's: Vom Dorf (Vehlefan) ging es am Nachmittage in das Waldrevier des „Krämer“. Bei diesem Spaziergange kam man an dem Weinberg vorüber, auf dem im Mittelalter und noch im 17. Jahrhundert Wein — „Vehlefanzer Sandblümchen“ — gebaut wurde, und an der „Riesentrappe“, einem Pfuhl, welcher der Sage nach durch den Fussabdruck eines Riesen entstanden sein soll, als dieser von den Sandbergen bei Vehlefan nach den Kremmener Bergen hinüberschritt. Bei Vorwerk Wolfslake wurde „Der Krämer“ erreicht, ein Waldgebiet, das sich in nordwestlicher Richtung von Bötzw und Wansdorf nach Tietzow und Flatow hinzieht und neben Kiefernbestand vielfach Laubholz, besonders Eichen und Erlen aufweist. Beim Forsthaus Krämerpfuhl wurde eine Stelle besichtigt, wo vor mehreren Jahren Urnen in Steinsetzung gefunden worden sind, doch gestattete das dichte Stangenholz der Schonung keine nähere Untersuchung. Dann begaben die Teilnehmer sich zur „Franzoseiche“ und zu „Reckins Grab“, zwei Punkten, die in der Volkssage eine gewisse Rolle spielen. Der Förster Reckin soll, so erzählt das Volk, zur Franzosenzeit 1806 aus dem Versteck in der hohlen Eiche viele der vorüberziehenden Franzosen erschossen haben, bis er schliesslich entdeckt und nun von den erbitterten Feinden getötet wurde. Etwa zweihundert Schritt von der Eiche soll er begraben sein, und noch jetzt wirft jeder Vorübergehende einen Zweig oder dürres Reisig auf Reckins Grab „zur Ehrung“ des Verstorbenen. Über Wolfslake kehrten die Mitglieder der Pflugschaft nach Vehlefan zurück.

In dem Burggarten wurden viele frühmittelalterliche Scherben (13. und 14. Jahrhundert) schwärzlich hart gebrannt, unglasiert mit Riefen spiralig verziert aufgefunden. (Vergl. S. 348.)

X. Kirchliche Volkskunde. C. Werckshagen schreibt hierüber im „Tag“ vom 30. Sept. 1903: Vor etwa einem Jahrzehnt erschien ein anonymes Buch eines Thüringer Dorfgeistlichen: „Zur bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre“, welches eine gewisse Sensation erregte durch den Nachweis, dass die religiöse und sittliche Gedankenwelt der einfachen Leute auf dem Lande in vielen Dingen gar sehr von ihren offiziellen kirchlichen Meinungen abweicht. Es war dieses Buch vielleicht der erste Baustein zu einer neuen Sonderwissenschaft, die sich religiöse Volkskunde nennt. Der Verfasser war Pfarrer Hermann Gebhardt in Molschleben, der hernach durch den theologischen Dokortitel ausgezeichnet wurde. Jetzt ist es eine Thüringer Kirchenbehörde, der weimarische Oberkirchenrat, der, von dem gleichen Interesse wie D. Gebhardt geleitet, die Geistlichkeit zur Mitarbeit an der religiösen Volkskunde auffordert. Nach einer Verfügung dieser Behörde sind die Geistlichen des Grossherzogtums angewiesen worden, so weit wie

möglich alles zusammenzubringen, was an alten kirchlichen Sitten und Gebräuchen auf dem Gebiete der Landeskirche nachgewiesen werden kann, bzw. die noch im Volke lebende Kunde von allem, was an gottesdienstlicher Ordnung, kirchlicher Zucht und volkstümlicher christlicher Sitte besteht oder bestanden hat, zu sammeln und aufzuzeichnen. Zumal seien ins Auge zu fassen volkstümliche Gebräuche, die sich gebildet haben im Anschluss an Verlobungen, Hochzeiten, Kindtaufen, Kirchgänge und Beerdigungen, auch solche, die an sich nicht kirchlicher und religiöser Natur sind, selbst wenn sie zum Volksaberglauben gehören.

Je schmerzlicher die Verarmung unsers Volkslebens an heimatlicher Sitte zum Teil infolge der fortschreitenden Industrialisierung zu beklagen ist, um so mehr erscheint es als Pflicht aller, die dazu berufen sind, aus den Trümmern der Überlieferung zu retten, was gerettet werden kann. Und das Vorgehen der weimarischen Behörde verdient deshalb allerorten Nachahmung.

Hoffentlich nimmt der im Jahre 1902 von Herrn Superintendent A. Niemann in Kyritz ins Leben gerufene Verein für Brandenburgische Kirchengeschichte (*Brandenburgia* XI. 344) sich auch der brandenburgischen kirchlichen Volkskunde möglichst an, sowie wir es gern tun.

XI. Berliner Gobelin-Weberei. Unser Mitglied, Herr Hofkunst-Weber W. Ziesch (Firma: Berliner Gobelin-Manufaktur W. Ziesch & Co., Berlin S.O., Bethanien-Ufer 8) teilt mit, dass in seinen Ateliers neben einigen von ihm ausgeführten älteren Arbeiten drei soeben fertig gewordene neue Gobelingebeude zur Besichtigung ausgestellt sind.

Der eine dieser neuen Gobelins ist das erste Stück einer aus 4 Stück bestehenden Gobelinserie, die ausersehen ist, das alte Rathaus der Stadt Dortmund zu schmücken, während die anderen beiden die ersten Stücke einer aus 9 Gobelins bestehenden Serie sind, die zur Dekoration des Festsaaes der Präsidenten-Wohnung im Herrenhause bestimmt ist.

Ich lade zur Besichtigung dieser kostbaren Wandteppichwebereien recht dringend ein und erinnere an unsern Besuch in dem Kunstweberei-Institut am 9. Sept. 1899 (*Brandenburgia* VIII, 264 u. 265), vgl. auch IX. 103, 256, 369—374, 381—383).

XIa. Das Antependium der St. Gotthardskirche zu Brandenburg, welches ich Ihnen am 9. Mai 1900 (IX. S. 101) vorgelegt, als eine der interessantesten Gobelin-Webereien, welche sich in der Provinz Brandenburg erhalten und die das Märkische Museum einzukaufen hoffte, wonächst es Herrn Ziesch um Ausbesserung und Ergänzung angegangen sein würde, ist von uns nach Brandenburg

zurückgesendet, weil der Patron den Verkauf nicht genehmigt hat. Hoffentlich wird es nunmehr vor weiterer arger Verwahrlosung gerettet. Es ist französische oder flandrische Arbeit des 15. Jahrhunderts wie die unter Nr. XII heut erwähnten Gobelins des Cluny-Museums zu Paris. Es stellt, wie Sie sich erinnern wollen, die im Mittelalter so beliebte Jagd des „frommen“ Einhorns dar, das sich in den Schoss der reinen Jungfrau flüchtet. Über Carl Cohn's Abhandlung „Zur litterarischen Geschichte des Einhorns“ habe ich Jahrgang IX, 103 — 106 eingehend Ihnen berichtet.

XII. Auf den Höhen der Ritterkultur. Unter diesem Titel veröffentlicht u. M. Herr Robert Mielke in der Scherlschen Zeitschrift: Die Weite Welt, Jahrg. XXIII Nr. 9 vom 23. d. M. einen interessanten Beitrag zur Kulturgeschichte des romantischen Mittelalters. Darin sind 5 Bilder, welche einzelne Teile des Teppichs mit der soeben (unter XI) besprochenen Einhornssage darstellen. Derselbe befindet sich unter den Kunstschatzen des der Stadt Paris gehörigen Cluny-Museums, welcher mit dem Musée des Thermes (in den Ruinen eines Bades des Kaisers Julianus Apostata) bekanntlich verbunden ist. Etwa 15. Jahrhundert, wobei bemerkt sei, dass in Paris durch Ortssetzung bereits 1260 eine Gilde der tapissiers saracinois genannt wird, eine Hindeutung darauf, dass die Teppichweberei, hervorgehoben durch die Berührung Frankreichs mit den Sarazenen, überhaupt mit dem Morgenland, während der Kreuzzüge, damals ihren hohen Aufschwung genommen haben dürfte.

XIII. Aus märkischer Heide. R. Mielke beschreibt ebendasselbst Jahrg. XXII Nr. 45 vom 3. Juli 1903 in poetischer Weise, mit schönen Abbildungen unterstützt, den Augustablick am Paetschsee, die Ufer daselbst und den grossen Stechlinsee (Kreis Ruppín) mit Neu-Globow, Gegenden, in welchen der letzte Roman (Stechlin) unsers grossen Brandenburgischen Heimatschillerers Theodor Fontane spielt.

Das Gebiet zwischen Lychen und Rheinsberg nahe der mecklenburgischen Grenze ist überreich an malerischen Seen, die man bequem besuchen kann, wenn man für ein paar Tage in der freundlichen Gastwirtschaft „Glashütte“ ein wirklich reich lohnendes Standquartier nimmt.

XIV. Rheinsberg. Ein an Nr. XIII anschliessendes Gebiet beschreibt unter dem Titel „Rheinsberg“ Robert Mielke in der „Weiten Welt“ XXIII Nr. 5 vom 25. September 1903. Eins der dankbarsten märkischen Themata nach der personellen, nach der künstlerischen, nach der geschichtlichen und nach der landschaftlichen Seite. 10 wohlgelungene Abbildungen illustrieren den geschickt gruppierten Text. Rheinsberg ist uns durch die kürzlich erfolgte

Enthüllung des Denkmals des jugendlichen grossen Königs, der hier seine romantische Zeit durchlebte, recht eindrucklich wieder vor die Seele geführt worden.

XV. Katalog der Kunstgeschichtlichen Ausstellung zu Erfurt. September 1903. Ich lege Ihnen diese wertvolle Publikation, die ich nebst den anliegenden 3 Ansichtspostkarten der Ausstellung der Güte u. M. Prof. Dr. Krüner verdanke, vor, weil dabei sich Berliner Behörden und Sammler mit hierorts verwahrten Gegenständen beteiligt haben, ferner weil das Kunstgebiet, um das es sich handelt, an unserer Provinz angrenzt und weil die künstlerischen und kunstgewerblichen Arbeiten des Ausstellungsgebiets grossen Einfluss auf die Entwicklung unserer heimatlichen Kultur gehabt haben. Vertreten sind ganz Sachsen, Anhalt und die thüringischen Lande. Besonderes Verdienst hat sich für das Zustandekommen der Ausstellung u. M. Herr Professor Dr. Voss durch sachverständige und kunstkritische Tätigkeit erworben.

Die vielen Abbildungen geben eine, wenn auch bei weitem nicht vollständige, Übersicht des Dargebotenen. Die Erfurter Ausstellung wird ein Markstein für die Übersicht und Erforschung des sächsisch-thüringischen Gebiets bleiben. Ob es nicht möglich wäre, eine ähnliche Ausstellung für die Provinz Brandenburg in Szene zu setzen?

D. Abbildungen und Photographien.

XVI. Vier verschiedene Ansichten der mittelalterlichen gotischen aus roten Backsteinen erbauten Kapelle auf dem Kapellenberg bei Blankensee unweit Trebbin, aufgenommen von unserm kunstfertigen Mitgliede Herrn Stadt-Bibliothekar F. Lüdicke-Charlottenburg, während der Pflugschaftsfahrt des Märkischen Museums, Sonntag den 27. September 1903. Bei den dortigen Nachforschungen hat uns unser neues Mitglied Herr Direktor Karl Wever sowie der Herr Gutsadministrator bestens unterstützt.

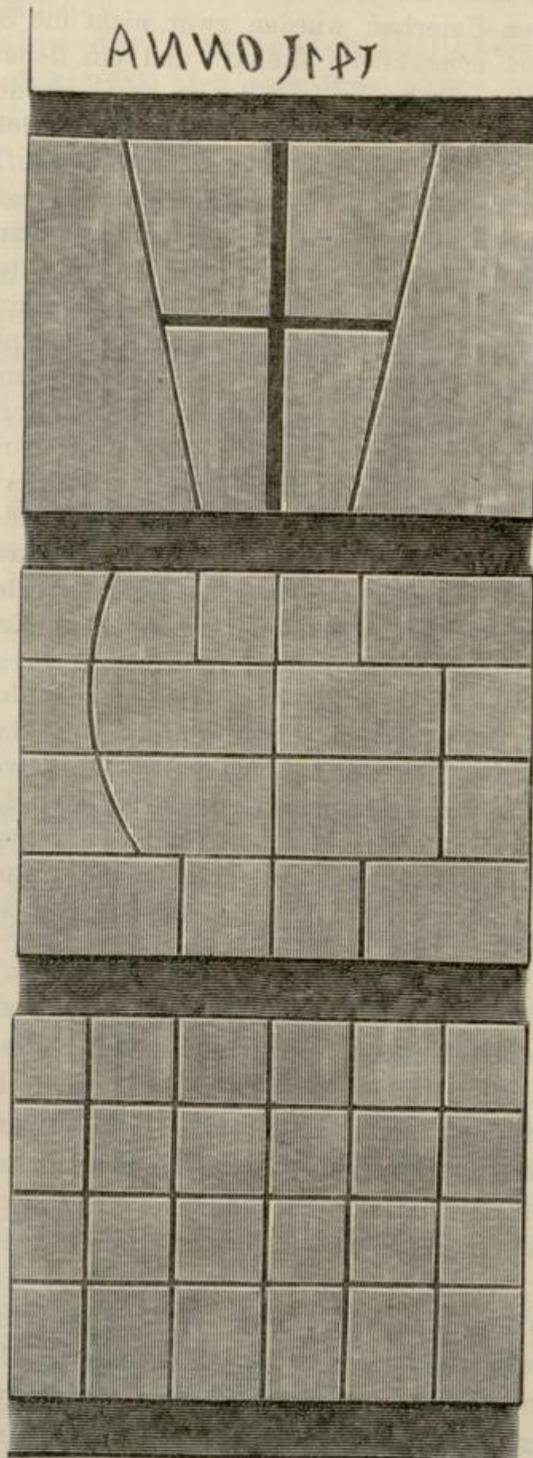
Über den Befund hat Herr Dr. Gustav Albrecht, u. M., in der Täglichen Rundschau vom 29. d. M. folgendes berichtet:

Auf dem Kapellenberge bei Blankensee in der Nähe von Trebbin ist's seit alten Zeiten nicht recht geheuer; unholde Geister und der Teufel treiben dort ihr Wesen, und blaue Flämmchen, die bisweilen in der alten Ruine aufleuchten, zeigen an, dass dort ein grosser Schatz vergraben liegt. Mancher hat diesen schon heben wollen, aber stets kam irgend etwas dazwischen, und auch der alte Kreisdirektor von Thümen, der sich in einen ausgedehnten Briefwechsel mit dem Bösen einliess, kam nicht zum Ziel, da der Teufel als Lohn für die Auslieferung des Schatzes durchaus die Seele eines Menschen haben wollte und der alte Thümen diese Forderung nicht erfüllen mochte. So liegt die Braupfanne voll goldener Dukaten immer noch im Gewölbe unter der Kapellenruine und harret auf denjenigen, der sie heben wird. Vor

einiger Zeit hat der Administrator der „Deutschen Ansiedelungsbank“, der Blankensee und die angrenzenden Rittergüter jetzt gehören, auf dem Kapellenberge einen Aussichtsturm errichten lassen, und bei der Aushebung des Erdreichs für den Unterbau wurden zwar nicht die Schätze, aber, wie schon gemeldet, zwei menschliche Skelette und ein Denar des Markgrafen Otto mit dem Pfeil ausgegraben. Von diesem Fund wurde dem Märkischen Provinzial-Museum Mitteilung gemacht. Geheimrat Friedel und einige Mitglieder der Pflugschaft des Museums begaben sich darauf nach Blankensee, um die Ausgrabungen fortzusetzen. Diese Fundstelle liegt an der Südwestecke der aus Granitfindlingen und Ziegeln errichteten Kapellenruine, also ausserhalb des Schatzortes, und von hier wurde unter Leitung des Kustos Buchholz ein längerer Graben an der Südseite gezogen, der aber nur Schutt und eine grosse Anzahl Scherben von Tongefässen aus dem 13. und 14. Jahrhundert ergab. Ebenso förderten Nachgrabungen an verschiedenen Stellen in der Umgebung der Ruine nur Gefässscherben aus der angegebenen, wie auch aus späterer Zeit zutage; Skelette oder Knochen wurden nirgends gefunden, und die Annahme, es habe sich ein Begräbnisplatz bei der Kapelle befunden, wird dadurch hinfällig. Auch deutet die Lage der beiden Skelette — die Schädel lagen tiefer, als die Schenkelknochen — nicht auf eine regelrechte Bestattung hin; es ist anzunehmen, dass die Leichen gelegentlich dort verscharrt worden sind. Ob die betreffenden Personen im Kampfe getötet oder einem Mörder zum Opfer gefallen sind, lässt sich nicht feststellen, ebenso wenig, in welcher Zeit die Leichen dort eingescharrt sind. Die Form des einen Schädels und der Knochen deutet darauf hin, dass die Person ein kräftig gebauter, junger Mann mit langem Schädel gewesen ist. Bei der näheren Untersuchung der Ruine wurden in den Backsteinen der Eckpfeiler Wallfahrtsmarken, Längsrillen und eingekratzte Jahreszahlen aus der Zeit von 1471 bis 1841 entdeckt, welche die allgemeine Annahme unterstützen, dass das gothische Bauwerk eine Wallfahrtskapelle gewesen ist.

Zur Verdeutlichung der in den roten Backstein nicht ohne Kunst nachträglich, d. h. erst nach Vermauerung der Backsteine an Ort und Stelle eingeschnittenen Marken, bilde ich in der beiliegenden Zeichnung drei Backsteine in Einhalb der Grösse ab, wie sie mit den Schmalseiten nach vorn eingemauert sind. Die Steine sind etwas über 9 cm hoch und 12 cm breit, die markierten grauweisslichen sehr harten Mörtelfugen, härter als der Backstein, sind nicht ganz 1,5 cm stark. Über der obern Mörtelfuge des Steins, auf dem ein Ritterschild mit lateinischem Kreuz eingeschnitten ist, befindet sich ein nur teilweise dargestellter vierter Backstein, in welchem das Wort anno 1471 eingraviert erscheint. Der auf den Stein mit dem lateinischen Ritterschild folgende Mauerstein ist durch drei Querritzungen in vier wagerechte Felder eingeteilt. Ein senkrechter Ritz teilt die ganze Fläche in zwei senkrecht angeordnete Felder. Durch drei Felder des linken Abteils geht eine säbelförmige Scharte, neben ihr rechts im obersten Feldchen eine senkrechte Scharte und genau ebensolche unter dem „Säbel“ rechts im untersten linken Felde. Im rechten

Felde befindet sich im obersten Abteil eine senkrechte Scharte genau entsprechend symmetrisch zu der Scharte rechts oben von dem „Säbel“,



dgl. eine ebenfalls symmetrisch angelegte Scharte im untersten Felde. Durch die zwei mittleren Querfelder läuft eine Parallelscharte senkrecht. —

Der unterste Backstein ist durch fünf parallele senkrechte und drei parallele wagerechte Scharten in 24 rechteckige Felder geteilt. Die Schartenschnitte sind scharf und sorgfältig ausgeführt und stammen wahrscheinlich aus der Zeit von 1471 her.

XVII. Der Burgwall in der Feldmark Stücken wurde bei derselben Gelegenheit wie die Blankenseer Kapelle untersucht. Derselbe erhebt sich 1,5 bis 2 m über dem Wiesengelände und enthält trockenen z. Z. mit Kartoffeln bestellten, offenbar künstlich hingebachten Ackerboden. Die Krone des Walles dürfte nach Innen zwecks besserer Ausnutzung des Bodens geworfen worden sein, sodass eine Plattform entstanden ist. Der Wall hat gegen 500 Schritt im Umfang und stellt noch jetzt ungefähr ein Rondeel dar. Auf der Oberfläche fanden sich viele charakteristisch mit Wellen- und Schlangenlinien sowie parallelen Ritzungen im wendischen Stil verzierte grobe Tongefässreste, die dem Ganzen etwa die Zeit von 1100 n. Chr. zuerkennen. An einzelnen Stellen sind aus geplatzten Feldsteinen roh hergestellte Herde mit mächtigen Aschen- und Kohlschichten, darin ab und zu Knochen teils vom Torfschwein, teils von Wild (Reh und Hirsch) und vom Schaf. Belagstücke der Töpferware wurden für das Märkische Museum mitgenommen. Herr F. Lüdicke hatte die Güte, die Ihnen vorliegende Photographie des Walles von der schwer zugänglichen, moorigen und von Gräben durchschnittenen Wiese aus aufzunehmen. Die Aufnahme erfolgte von Südwest aus.

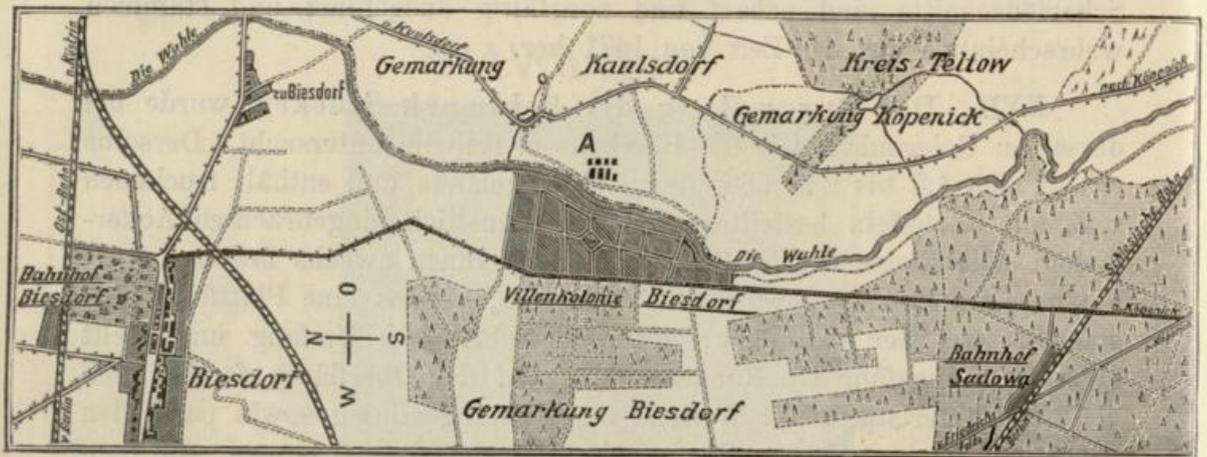
Ein anderer Burgwall in der Nachbarschaft, der von Zauchwitz, ist gelegentlich einer Exkursion des Märkischen Museums am 2. Juni 1901 untersucht und photographiert worden. Er liegt ebenfalls in nassem Gelände und muss sehr schwer zugänglich gewesen sein; bei ihm ist ein diluvialer Kern mit vielen grösseren und kleineren Geschieben ausgenutzt worden.

Auch diese Anlage, eine Zufluchtsstätte wie der Stückensche Burgwall gehört der gleichen wendischen Periode an.

XVIII. Vom Radkrug und von der alten Strasse zwischen dem Radkrug und Wilhelmsburg bei Brandenburg a. H. legt u. M. Herr Robert Mielke zwei kürzlich photographisch aufgenommene Stimmungsbilder vor, die den Charakter der dortigen Märkischen Landschaft wiedergeben.

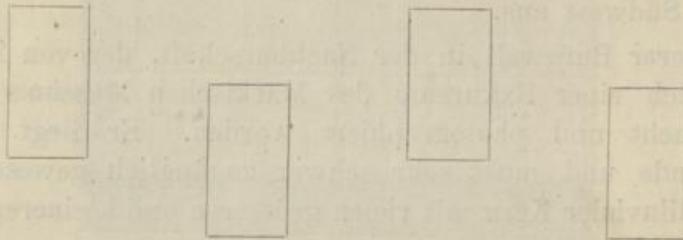
XIX. Vorwendische Ansiedelungsstellen an der Wuhle, l. Ufer, bei Biesdorf-Ostbahn, aber bereits zur Gemarkung Kaulsdorf gehörig, besuchte ich mit der Museums-Pflegschaft infolge freundlicher Einladung u. M. Herrn Julius Rieger Sonntag, den 25. d. M. Das beifolgende Kärtchen, auf dem die in Frage kommenden Stellen

bei A durch Strichelchen angemerkt sind, giebt eine Darstellung der Landschaft.



Auch hier verdanken wir die photographischen Aufnahmen dem wissenschaftlichen Eifer und der im Heimatsgebiet unermüdlichen Tätigkeit u. M. Herrn Robert Mielke.

Es handelt sich um etwa fünfzig teils bereits aufgedeckte, teils von uns aufgegrabene Herdstellen, 50 cm bis 1 m tief unter der Erde, längliche Rechtecke, 1,5 m lang, 75 cm breit, von Osten nach Westen, schachbrettförmig (wie die Skizze) angeordnet, auf einem sandig humosen



Bodenstück von vielleicht 200 m Länge und 60 m Breite. Nur eine Feuerstelle war gegen 3 m lang und 1,5 m breit. Die rohen Feldsteine, meist von Menschenkopfgrosse, sind von heftigem Feuer geplatzt, oft geradezu zermorscht, sodass sie unter den Händen zerbröckeln.

Auf den Herdstellen und zwischen denselben haben sich Lager von Holzkohle (weiches und hartes Holz) und von Asche gebildet. Ebenso liegen auch meist unverzierte grobe tönerner, vorwendische Kochgeschirre zerstreut umher. Neben einer Brandstelle wurde ein Kochtopf in Trümmern erhoben, dessen Boden und untere Wandung fast einen Zoll dick war. Nach den wenigen verzierten Scherben zu schliessen, handelt es sich um Feuerstellen aus der sogen. Niederlausitzer (ostgermanischen) Periode. Ein Urnenleichenbrandfriedhof ist bislang in der Nähe nicht beobachtet.

XX. Eine Abbildung der Heylschen Farbenfabrik, Charlottenburg, Salzufer 8, welche die Brandenburgia am 4. k. M. besichtigen wird, lege ich als Geschenk der Firma vor. Es handelt sich nicht um ein künstlerisches, sondern mehr um ein technisches Bild, welches die Einzelheiten der grossartigen Anlage aus der Vogelschau bis in die kleinsten Einzelheiten erkennen lässt.

XXI. Das Bronzebeil, archaistische Form, welches Herr Grunow dem Märkischen Museum in freundlicher Weise aus Ringenwalde mitgebracht hat, vergl. Abbildung und Beschreibung S. 164, stammt aus der Gegend von Demmin in Vorpommern, ausgegraben in Upost bei Dargun.

XXII. Herr Robert Mielke spricht über den Weg, den Kurfürst Friedrich I. bei seinem Eintritt in die Mark eingeschlagen hat. (Vergl. Roland. Jahrg. II, Hft. 12.)

XXIII. Herr Custos R. Buchholz: Das hier ausgestellte, kürzlich für das Märkische Museum erworbene alte Gemälde stellt das Porträt eines Mannes dar, der in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts 25 Jahre lang das Oberhaupt der Stadtverwaltung von Berlin war. Es ist der Geheime Kriegsrat, Stadtpräsident Philippi.

Joh. Albrecht Philippi war 1721 in Berlin geboren, studierte Staats- und Rechtswissenschaften und wurde Auditeur beim Infanterie-Regiment v. Wunsch. Durch seine Schriften über Staats- und Polizei-Verwaltung lenkte er die Aufmerksamkeit König Friedrichs II. auf sich, der ihn 1765 nach Paris zum Studium der dortigen polizeilichen Einrichtungen schickte und 1766 ihn zum Stadtpräsidenten von Berlin ernannte. Diese Stellung vereinigte damals in sich die Würden und Zuständigkeiten des heutigen Oberbürgermeisters, Polizeipräsidenten und Landgerichtspräsidenten, und für die bezüglichen Dezernate standen ihm 4 Bürgermeister nebst 15 weiteren Magistratsmitgliedern zur Seite.

Aus dem Bericht eines gelehrten Zeitgenossen (Büsten Berlinscher Gelehrten und Künstler S. 239 ff.) von 1787 lässt sich über die Wirksamkeit Philippis in seinem Amt als Stadtpräsident einiges erkennen. Es heisst dort u. a.: „Dem Frankreich, dem wir so viel zu verdanken haben, verdankt auch Berlin seine guten Polizeieinrichtungen, die der nunmehr würdige Greis, Stadtpräsident und Polizeidirektor Philippi, welcher solche in Paris unter Sartine auf königliche Kosten studiert hatte, zur besten Ausübung brachte, und in den Stücken, wo Berlin nicht Paris sein darf, sogar verbesserte.“ Es wird dann beklagt, dass mit dem für das Polizeiwesen Berlins ausgesetzten Fonds von 6000 Thalern sich nicht alles machen lasse und dass die Konkurrenz des Militärs im Polizeifach hinderlich sei. „Ist aber blos vom System die Rede, so

muss man Herrn Philippi die Gerechtigkeit widerfahren lassen, dass er sein Fach ganz durchschaut hat. Man hört in Berlin weniger als in anderen grossen Städten von nächtlichen Einbrüchen, von Unsicherheit des Lebens, von Betrügereien und Abenteurern; die Zufuhr der Lebensmittel ist immer hinlänglich und in ziemlich guten Preisen, die Früchte und Nahrungsmittel sind reinlich und gesund, und selbst in öffentlichen Häusern herrscht eine gewisse Sicherheit des Eigentums und der Gesundheit. Mit dieser praktischen Kenntnis verbindet Herr Philippi auch eine richtige Theorie, wovon seine Schriften Beweise sind.“ 1787 wurde ihm ein „zweiter Stadtpräsident“ in der Person von Eisenhardt an die Seite gesetzt, der nach Philipphis Tode 1791 wieder alleiniger Stadtpräsident blieb.

Das Märkische Museum besitzt ausser diesem Gemälde auch noch einen Chodowieckischen Kupferstich mit dem Porträt Philippis.

XXIV. Die Photographie im Dienst der Heimatkunde. Von Franz Goerke, Direktor der Gesellschaft Urania in Berlin. Es war im Jahre 1891, als ich in einer Sitzung der „Freien photographischen Vereinigung zu Berlin“ die Anregung gab, ein Sammelwerk von photographischen Aufnahmen aus der Mark Brandenburg zu schaffen. Es fand auch eine interne Sitzung derjenigen Mitglieder statt, die sich für meinen Plan besonders interessierten und die an der Verwirklichung mitarbeiten wollten, aber, wie das so häufig ist, dem guten Willen folgten keine Taten, und die wenigen Getreuen, die anfangs an dem Werke mithalfen, waren nicht imstande, demselben dauernd ihre Tätigkeit zu widmen. So blieb mir denn nichts weiter übrig, als die von mir angeregte Arbeit allein zu übernehmen, und auf diese Weise entstand im Laufe der Jahre eine Sammlung märkischer Aufnahmen, an deren Vervollständigung und Erweiterung ich noch immer weiter arbeite und deren vorläufiges Resultat ich in meinen beiden Projektionsvorträgen „Eine malerische Wanderung durch die Mark Brandenburg“ und „Charakterbilder aus der Mark“ niedergelegt habe.

Ich habe es lebhaft bedauert, dass nicht damals schon (1891) mein Plan in grossem Umfange durchgeführt wurde. Wenn viele fleissige Hände sich geregt hätten, so wäre das heute schon ein sehr umfassendes photographisches Werk geworden, das jedem photographischen Verein nur zur Ehre gereicht hätte.

Jahre sind seit jener ersten Anregung vergangen, Jahre, die in der Entwicklung der Photographie nicht nur als „Kunst“, sondern auch als „Hilfswissenschaft“ eine ganz gewaltige Rolle gespielt haben; — manche Gebiete der Wissenschaft lassen sich kaum noch von der Photographie als ihrer treuen Helferin trennen — die Photographie wurde als Illustrationsmaterial das historische, unanfechtbare Dokument für alle Zeiten.

Mit der Bedeutung der Photographie wuchs die Zahl ihrer Freunde; kaum eine Amateurkunst hat so viel Anhänger gefunden, wie sie, und die Vereine, die sie pflegten, schossen wie Pilze aus der Erde. Es entstanden Vereine, die sich hohe künstlerische Aufgaben stellten, Vereine, mit deren Bestrebungen die Entwicklung der künstlerischen Photographie auf das engste verknüpft ist, aber diese Vereine gaben nur selten auch denen Gelegenheit, ihr photographisches Können in einer geschlossenen Arbeit zu zeigen, welche die Pflege der künstlerischen Photographie nicht allein zu ihrer Aufgabe gemacht hatten, sondern die Freude an photographischen Arbeiten überhaupt fanden — mit einem Wort, die Vereine lenkten die Bestrebungen ihrer Mitglieder, das Können derselben nicht in bestimmte Bahnen, sie stellten ihnen keine Aufgaben und gestalteten somit ihre Arbeiten nicht zu wirklich fruchtbringenden.

Solche Aufgaben liegen nahe genug; die nächste, die grösste, die dankbarste Aufgabe aber, die wir uns stellen können, liegt auf dem Gebiet der Heimatkunde. Hier ist noch unendlich viel zu tun; das wenige bisher Geschaffene ist nur ein schwacher Anfang, gerade in unserer Heimatprovinz liegt noch eine ganze Fülle der dankbarsten Aufgaben. —

Der „Verein von Freunden der Photographie“ in Braunschweig schuf vor einigen Jahren ein Sammelwerk braunschweigischer Aufnahmen, die von Mitgliedern des Vereins hergestellt wurden. Das Werk zeugt von redlichstem Streben. Die Aufnahmen sind fast durchweg von grosser Schönheit und malerischer Wirkung.

Eine Aufgabe, die sich der Braunschweigische Verein gestellt hat — eine ähnliche Aufgabe kann sich jeder photographische Verein stellen, und da mir naturgemäss die Berliner Verhältnisse und die der Provinz am nächsten liegen, so möchte ich diese etwas näher beleuchten.

Wie Sie alle wissen, existiert ein im Jahre 1885 im Auftrage des Brandenburgischen Provinziallandtags herausgegebenes Werk „Inventar der Bau- und Kunstdenkmäler der Mark Brandenburg“. In alphabetischer Reihenfolge enthält es sämtliche Städte der Mark, und bei jeder Stadt, bei jedem grösseren Dorf sogar, ist angeführt, welche Denkmäler der gesamten Kunsttätigkeit aller Zeiten dieselben enthalten, die eines besonderen Schutzes, besonderer Beachtung bedürfen. Das Werk erschien zu einer Zeit, als man die Photographie als Illustrationsmaterial noch nicht in der ausgedehnten Weise nutzbar machen konnte, damals gab es noch nicht Amateure wie Sand am Meer, das Reisen mit dem photographischen Apparat war damals noch keine Annehmlichkeit.

Dieses Werk, das, seinem Charakter entsprechend, das landschaftliche Motiv ganz vermissen lässt, soll in den nächsten Jahren eine neue Auflage in bedeutend erweitertem Massstabe erfahren. Es liegt nahe,

dass dann, entsprechend den seit der ersten Auflage gemachten Fortschritten der graphischen Künste, die Photographie mehr zu ihrem Recht kommen wird, wie es in ähnlichen, inzwischen erfolgten Veröffentlichungen anderer Provinzen geschehen ist, denn jede Provinz besitzt derartige, mit Illustrationsmaterial reich ausgestattete Inventare, und je neuer dieselben sind, desto reicher ist die photographische Wiedergabe darin vertreten; ich erinnere nur an die kostbaren Inventare von Westpreussen und Mecklenburg.

Hier also wäre ein lohnendes, dankbares Arbeitsfeld wie geschaffen.

Wenn ich vielleicht vor Jahren in zu kühner und gewagter Initiative eine Gesamtarbeit ins Auge fasste, eine Anregung, die heute kaum einen besseren Erfolg haben würde wie damals, so möchte ich heute diese Gesamtarbeit in eine Reihe von Einzelaufgaben geteilt sehen, wie sie dem Können, der Zeit und den Mitteln der einzelnen Mitarbeiter entsprechen. Der Einzelne von uns soll sich also nach Verständigung mit einem Arbeitsausschuss, der seinerseits wieder dauernde Beziehungen zu den vaterländischen landeskundlichen Vereinen unterhält, eine kleine Aufgabe stellen und diese zu lösen suchen.

Für meine Person bin ich beispielsweise augenblicklich mit der Illustration der Spree von der Quelle bis zur Mündung beschäftigt. In ähnlicher Weise bieten auch die anderen Flussläufe der Mark, die Havel, die Oder, selbst die Elbe, soweit sie märkisches Gebiet bespült, je den Vorwurf für eine Einzelaufgabe. Ein ebenso schönes, wie dankbares Thema liefern die märkischen Seen, die ja fast unerschöpflich sind an schönen Motiven, dann die märkischen Schlösser, die märkischen Klöster, vor allem aber die märkischen Städte und Städtchen mit ihren mittelalterlichen Erinnerungen, ihren alten Befestigungen, Toren, Rathäusern, Kirchen und Privathäusern. Hier werden auch der Wissenschaft, der Kulturgeschichte, der Archäologie wertvolle Dienste geleistet, denn wie leicht kann ein Brand oder sonstiges Ungemach die Zeugen einer blühenden Vergangenheit zerstören, ehe sie im Bilde festgehalten sind.

Erst bei derartig kleinen Aufgaben ist eine Vertiefung in dieselben möglich, wenn wir bedenken, welche Mühe es macht, ein Motiv zu suchen und dasselbe photographisch wirksam und charakteristisch zu behandeln. Bei einer kleinen Aufgabe wächst auch das Interesse an der Arbeit, weil wir die Möglichkeit sehen, dieselbe annähernd wenigstens für die erforderlichen Zwecke zu erschöpfen.

Wie ich mir die Lösung der Einzelaufgabe für einen Amateur denke, will ich nach eigenen Erfahrungen an einem Beispiel erläutern.

Nehmen wir ein kleines märkisches oder altmärkisches Städtchen, z. B. Havelberg oder Tangermünde. Wir nähern uns der Stadt und geben ein charakteristisches Gesamtbild derselben, das die haupt-

sächlichsten Baulichkeiten, vor allem Kirchtürme, Torbauten umfassend, vereinigt; dann geben wir das Bild des Marktplatzes mit dem Rathaus, ein mehr oder weniger immer charakteristisches Gebäude, dann ein paar Hauptstrassen, wenn sie noch altertümliche Gebäude mit hübschen Fassaden enthalten, ferner die Fassaden selbst, die häufig noch Schnitzwerke mit Sprüchen und Jahreszahlen tragen. — Wir betreten die Kirchen. Der Pfarrer, der Küster werden uns gern die Merkwürdigkeiten, die Kunstschatze zeigen, wir photographieren die Altäre, die Epitaphien, die besterhaltensten Grabsteine, wir betreten den Kirchhof, der immer malerische Motive giebt, und dann wandern wir um die Stadt. Häufig sind noch die alten Stadtmauern ganz oder teilweise mit ihren Warttürmen erhalten. Die alten, häufig doppelten Wallgräben sind gewöhnlich zugeschüttet. Unsere Altvorderen haben dort schon Bäume gepflanzt, die heute ein ehrwürdiges Alter erreicht haben, die prachtvolle, schattenspendende Promenaden bilden und die in Zusammenwirkung mit den architektonischen Resten des Mittelalters wundervolle Gesamtbilder geben. Dann noch ein wenig von der Umgebung, die uns zeigt, wie das Städtchen gelegen ist, ob flach oder in den Bergen, ob inmitten weiter Wälder oder inmitten von Seen. Dergleichen photographiert der in der Stadt ansässige Fachphotograph nur selten, er begnügt sich mit den landläufigen, leicht verkäuflichen Stadtansichten, wie sie als Ansichtskarten und als Andenken gekauft werden, und deshalb muss hier gerade der Amateur eingreifen, das künstlerisch gebildete Auge des Landschaftsphotographen kann hier intime Aufnahmen schaffen, die der Charakteristik des Städtchens einen ganz besonderen Reiz verleihen, und die ein Gesamtbild geben, das weit, weit davon abweichen wird, was bisher nach dieser Richtung hingeboten ist.

So hat sich dann nach diesem Rezept eine kleine Arbeit zusammengebaut, an der in erster Linie der Amateur selbst seine Freude haben wird, und die in zweiter Linie dazu bestimmt ist, der Allgemeinheit zu nützen. So fügen wir Steinchen zu Steinchen und dann bauen wir davon ein Haus, das uns dereinst mit stolzer Freude erfüllen wird, denn wir haben unser Können, unsere Kunst nutzbar gemacht, wir haben ein Material zusammengebracht, das der weiteren Verarbeitung in wissenschaftlichen Werken sicherlich würdig erscheinen wird. Wir müssen nur mit Selbstvertrauen, mit einer gewissen Hingebung an die Arbeit herangehen, mit dem Bewusstsein, nicht nur uns selbst durch unser Können eine Genugtuung zu verschaffen, sondern dasselbe auch in den Dienst der Allgemeinheit zu stellen — das sollte das erste und das vornehmste Ziel auch der photographischen Vereine sein.

An die Vorstände der photographischen Vereine richte ich daher die Bitte, die Bestrebungen ihrer Mitglieder in ganz bestimmte, der

Allgemeinheit dienende Bahnen zu lenken und somit eine aufgespeicherte Kraft auszunutzen, die vorläufig noch ganz unverbraucht daliegt, wie ein wohlbestellter Acker, auf den man nur zu säen braucht, um reiche Früchte zu ernten. Vorläufig wird eine Kraft, ein Können, eine Zeit und ein Geld für die Photographie vergeudet, es wird in den meisten Fällen so sinn- und zwecklos herumphotographiert, dass es die höchste Zeit ist, diese uneingedämmten Ströme der Arbeit in ein ruhiges, fruchtbringendes Fahrwasser zu leiten.

Diese allgemeinen Gesichtspunkte, die ich schriftlich und mündlich wiederholt zum Ausdruck gebracht habe, scheinen auf fruchtbaren Boden gefallen zu sein.

Ich habe nicht nur von Vereinen zustimmende Zuschriften erhalten, sondern mir sind auch von Privatpersonen, die sich mit der Photographie beschäftigen, Bilder eingesandt, sie haben mir ihre Mitarbeiterschaft angeboten u. s. w.

Ich hoffe die Vorarbeiten zu einer gemeinsamen grossen Tätigkeit im Laufe dieses Winters soweit fördern zu können, dass ich im Laufe des nächsten Jahres die Vertreter der Vereine, die Mitarbeiter an unserem Werke zu einer gemeinsamen Sitzung zusammenberufen kann und dann soll die photographische Arbeit praktisch in Angriff genommen werden.

Wenn erst die photographischen Vereine sich entschlossen haben, mitzuarbeiten, wenn sich erst ein Stamm von Mitarbeitern gefunden hat, dann ist es die Aufgabe der landeskundlichen Vereine, diese Arbeiten nach Kräften zu unterstützen und den Vereinen ganz bestimmte Aufgaben zu stellen. Wenn die Vereine und die einzelnen Amateur-Photographen sehen, dass auf ihre Mitarbeit Wert gelegt wird, dass man dieselbe wünscht, so wird es an der Arbeitsfreudigkeit nicht fehlen.

Meine zweite Anregung betrifft die Sammlung von Photographien historischer Momente, die in späteren Jahren einmal als historische Dokumente einen unschätzbaren Wert haben werden, denn ich verfehle nie, bei jeder Gelegenheit die Wichtigkeit der Photographie als historisches unanfechtbares Dokument zu betonen.

Für das Studium der Geschichte und der Kulturgeschichte wird in späteren Jahren so manche Photographie beredter sprechen, als manche Niederschrift.

Ich weiss nicht, wie weit in landeskundlichen Vereinen das Sammeln von Photographien systematisch betrieben wird, ich fürchte aber, dass man in vielen Fällen es mehr dem Zufall überlässt, wie weit und womit er die Sammlungen bereichert.

Die Photographie ist ja heute imstande, jeden denkwürdigen Augenblick im Leben der Völker festzuhalten, und jede illustrierte Zeitschrift ist ja überreich an Wiedergaben von Eröffnungsfeierlichkeiten, Ein-

weihungen, Enthüllungen u. s. w. Wir blättern heute achtlos darüber weg, aber es wird die Zeit kommen, wo derartige Aufnahmen für den Historiker, für den Kulturhistoriker einen grossen Wert bekommen, und dann wird es ihm schwer halten, das Material für seine Arbeiten wieder zu finden, das dann in alle Winde zerstreut sein wird.

Die Sammlung derartiger Bilder müsste daher seitens der Vereine ganz systematisch betrieben werden, und neben der Bibliothek müsste ein photographisches Archiv bestehen, als wertvolle Ergänzung des Werkes durch das Bild.

So wie der Amateur-Photograph helfen soll, wo es sich um die Aufnahme von Landschaften, Architekturen u. s. w. handelt, so wird bei diesem Archiv auf die Mithilfe jener Fachphotographen zu rechnen sein, deren besondere Spezialität die Aufnahme historischer Momente ist. Ich bin überzeugt, dass sie sich gern bereit finden werden, je eins ihrer Bilder einem „Archiv für historische Photographie“ — so möchte ich es nennen — einzuverleiben.

Aber auch hierbei möchte ich nicht stehen bleiben.

Auch die kinematographische Aufnahme, die Grammophon-Platte müsste in einem derartigen Archiv ihren Platz finden, denn, was der geniale Physiker Helmholtz bei der Erfindung des Phonographen voraussagte, es würde die Zeit kommen, wo man die Stimme des Menschen förmlich auf Flaschen ziehen wird, das hat sich bereits jetzt im gewissen Sinne erfüllt: Wir erhalten uns der Nachwelt in unserem Tun und Treiben, in unserem Handeln durch den Kinematographen und durch das Grammophon, und wenn wir nicht mehr sein werden, wird die Nachwelt imstande sein, noch unsere Stimme zu hören und zu sehen, wie wir uns bewegten, denn die Verbindung des Kinematographen mit dem Grammophon ist ja die letzte Erfindung auf diesem Gebiete.

Ein derartiges Phonogramm-Archiv für die Musik als Tonkunst ist z. B. in Wien seitens der dortigen Akademie der Wissenschaften gegründet worden, und es gereicht dieser Akademie durchaus zur Ehre, dass sie die Bedeutung des Phonogramms für die Wissenschaft nicht nur erkannt, sondern auch sogleich Schritte getan hat, die Erfindung wissenschaftlich zu verwerten.

Und was für die Musik gilt, das gilt auch für die Sprache, für das Lied, und wir sollten nicht zögern, auch auf landeskundlichen Gebieten ähnliche Phonogramm-Archive anzulegen, welche ihrerseits wieder das Kinematogramm-Archiv und beide wiederum das Archiv für historische Photographie ergänzen.

Vielleicht trägt diese kleine Anregung dazu bei, dass die nötigen Schritte unternommen werden, ehe es zu spät ist.

XIV. Herr Prof. Dr. Krüner: Berlin und die Universität Frankfurt a. O. (im Auszug). Auf dem Wormser Reichstage 1495.

ermahnte u. a. Kaiser Maximilian I. die Fürsten zur Gründung von Hochschulen und wendete sich naturgemäss in erster Linie an die Glieder des Kurfürstenkollegs, von denen bisher nur Sachsen und Brandenburg ohne Universität waren. Ersteres gründete 1502 die Wittenberger Hochschule, in Brandenburg verzögerte sich die Verwirklichung eines entsprechenden Planes teils durch die Geldnot der Markgrafen, teils durch die verspätete Erlangung der päpstlichen Bullen, vor allem aber durch die noch ausstehende Entscheidung über den Ort der neuen Universität. Es kamen in Betracht Berlin, die Residenz des Markgrafen; Fürstenwalde, der Sitz des Lebuser Bischofs; endlich Frankfurt, die damals grösste Stadt der Mark mit den besten Verkehrsverbindungen.

1506 war die Frage zu gunsten Frankfurts entschieden, vor allem durch den Einfluss des kurfürstlichen Rates Eitelwolf v. Stein, des Leibarztes Joachims II. Johann Pistoris, vor allem aber des Lebuser Bischofs Dietrich von Bülow, der nunmehr Kanzler der neuen märkischen Hochschule wurde. Hatte Berlin diesmal auch hinter Frankfurt zurückstehen müssen, so blieben die offiziellen, die gesellschaftlichen wie die privaten Beziehungen der märkischen Universität zur Regierungshauptstadt doch dauernd die regsten. Schon die Eröffnungsfeier der Frankfurter Hochschule sah den gesamten Hof, das Patriziat und die hohe Geistlichkeit Berlins dort versammelt, um so mehr, als sich mit dieser Festlichkeit die Primiz des eben zum Priester geweihten jungen Markgrafen Albrecht verband, des späteren Kardinals und Erzbischofs von Mainz und Magdeburg. War auch der erste Rektor der neuen Universität ein Süddeutscher, Konrad Koch aus Wimpfen („Wimpina“), so hatte doch die auf lange hinaus vornehmste Fakultät, die juristische, einen geborenen Berliner zum Dekan, den einem alten Patriziergeschlechte angehörenden Johannes Blankenfelde, während das Haupt der Philosophen, Lintholz, dem benachbarten Müncheberg entstammte. Bei der schwierigen Dotierung der neuen Hochschule war der Kurfürst von vorn herein auf die Mithilfe der geistlichen Institute angewiesen, sodass wir gleich im Anfange die Berliner Nicolaikirche mit einem stattlichen jährlichen Beitrage vertreten sehen. Auch sonst zeichnet sich die Landeshauptstadt in materieller Beziehung vor anderen aus, insofern die Matrikeln erkennen lassen, dass, was als Ausnahme erscheint, die meisten Berliner Studenten ihre Immatrikulation und Vorlesungen bar bezahlen, welche den übrigen gestundet wurden.

Zwar weist die Liste der Frankfurter Studierenden in den 3 Jahrhunderten des Bestehens der Hochschule berühmte Namen auf: von Ulrich v. Hutten, Johann Tezel, Conrad Cettes bis zu Alexander v. Humboldt. Doch erscheint im ganzen die Zahl von 1202 Berlinern für den ganzen Zeitraum gering, wenn wir die starke Vertretung unserer akademischen Jugend in Wittenberg, Jena, Leipzig, Erfurt, ja selbst in

Krakau, Bologna und Wien damit vergleichen. Freilich ist auf der anderen Seite wegen der günstigen Promotionsbedingungen in Frankfurt die Anzahl der jungen Berliner erheblich grösser, welche dort die Magister- und Doktorwürde erlangten.

An besonders festlichen Tagen der Universität finden wir stets die gesamte Berliner Gesellschaft des Hofes und der vornehmeren Stände dort vertreten: so z. B. bei der Disputation Tezels 1518, bei der Immatrikulation von Prinzen, sowie bei der Reorganisation der Hochschule durch den lutherischen Joachim II 1540. Die feierlichen Akte fanden stets an Sonnabenden statt, so dass den Berlinern die Teilnahme besonders erleichtert war. Georg Wilhelm und Friedrich Wilhelm I gehörten vor ihrem Regierungsantritte längere Zeit der Frankfurter Universität an; Friedrich d. Gr. spottete zwar gelegentlich über die scholastische Gelehrsamkeit der dortigen Dozenten, nahm aber jedesmal mit besonderem Danke die Publikationen der Universität entgegen.

Schon früh setzen die Versuche Berlins ein, die Hochschule in ihre Mauern zu bekommen, wenn auch zunächst ohne jeden Erfolg; 1516, als die Universität der Oderüberschwemmung wegen für einige Zeit nach Cottbus übersiedelte, und 1625, als sie der Pest wegen Frankfurt verlassen musste. Doch kamen damals Lehrer und Schüler nur bis Fürstenwalde, wo sie durch die Gastlichkeit der Einwohner festgehalten wurden, bis die Gefahr in Frankfurt vorüber war. Erst 1810 erfüllte sich Berlins Sehnsucht nach einer Hochschule trotz der verzweifelten litterarischen Anstrengungen Frankfurts, das nunmehr auf akademischem Gebiete verwaiste, als die Reste seiner verödeten Hochschule mit Breslau verschmolzen wurden.

XV. Nach der Sitzung zwangloses Beisammensein im Restaurant zum Grossen Kurfürsten, Potsdamerstr. 124.

12. (8. ausserordentliche) Versammlung des XII. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 4. November 1903, nachmittags 3 Uhr,

**Besichtigung der Fabrik von Farben und chemischen
Produkten der Herren Gebr. Heyl & Co.,**

Charlottenburg, Salzufer 8.

Die zahlreich erschienenen Mitglieder und Freunde der Brandenburgia wurden von dem Miteigner der Gesellschaft, Gebrüder Heyl & Co., G. m. b. H. Herrn Hermann Stücklen freundlichst in dem Fabrik-Speisesaal empfangen und begrüsst.